

Einleitung.

Mit der Gründung des festen Platzes S. Jorge de la Mina im Jahre 1482 waren die Entdeckungen der Portugiesen an der westafrikanischen Küste für den Welthandel nutzbar gemacht und die gold- und elfenbeinreichen Gestade in den Bereich des Verkehrs gezogen. Dieser Verkehr beschränkte sich allerdings nur auf die Ausbeutung der Kolonien durch privilegierte portugiesische Kauffahrer. Bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts waren die atlantischen Staaten Europas von ihren inneren Angelegenheiten so in Anspruch genommen, dass weder Holland, England noch Frankreich daran denken konnte, sich mit überseeischen Unternehmungen zu befassen. So blieb Portugal in sicherem Besitze seiner Kolonien.

Während also im 16. Jahrhundert keiner der genannten drei Staaten reif war für eine Welthandelspolitik, waren doch einzelne kühne Männer bereit, auf eigene Faust an den vielgepriesenen westafrikanischen Küsten und später auch in den Ländern Ost- und Westindiens Handelsfahrten zu unternehmen. Englische Seefahrer durchbrachen zuerst das portugiesische Vorrecht. Die ersten Schiffe, die 1553 zur Westküste Afrikas vordrangen, standen unter dem Befehl des britischen Kapitäns Windham und des Portugiesen Pinteado, der sein Vaterland verlassen hatte. Man erreichte Guinea an der

Mündung des Rio Sestos, befuhr die Goldküste und gelangte nach Benin, wo man Pfeffer einhandelte. Windham fiel dem Klima zum Opfer, und Pinteado wurde von der meuternden Mannschaft zu Tode gepeinigt. Nur wenige kehrten nach Europa zurück¹⁾. Mit dieser Reise war der Anstoss zu einer Reihe anderer gegeben. Der Londoner Kaufmann Towrson unternahm drei Fahrten, die sich auf die Jahre 1555 bis 1558 verteilen²⁾. In rascher Folge reihen sich dann aneinander die Reisen von John Lok 1554, William Rutter 1562, George Fenner 1566, Thomas Stevens 1579, James Welsh 1588 und 1590³⁾, Hawkins 1565⁴⁾ und vieler anderer. Die Königin von England fand sich auch bereit, im Jahre 1585 und 1588 zwei Patente auszufertigen, deren eins den Handel nach Marokko, das andere den Guineahandel betraf, und vom Jahre 1592 datierte der dritte Freiheitsbrief⁵⁾. Aber alle diese Vergünstigungen waren doch nichts als Worte ohne Thaten, der Handel gedieh nicht, denn obwohl diese englischen Fahrzeuge den portugiesischen Handel nicht ernstlich gefährden konnten, waren die Entdecker der Küste doch darauf bedacht, mit allen Mitteln ihr Vorrecht aufrecht zu erhalten, und jetzt waren sie noch die Stärkeren. Aber die Engländer waren doch die Vorboten der Periode des grossen Kolonialkampfes, der im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts ausbrechen sollte.

Zunächst griffen die Portugiesen zum einfachsten Mittel, um ihre Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Sie nahmen und zerstörten die feindlichen Fahrzeuge. Die Engländer vergalteten natürlich gleiches mit gleichem, und die Fahrten des Engländers Foster 1585, die Unternehmungen Widdons 1586 gegen die Azoren, die kühnen Fahrten des Franz Drake 1587 und die des Grafen Cumberland 1589⁶⁾ hatten keinen andern Zweck, als

den eigenen Handel zu schützen, den feindlichen zu hemmen.

So war auf die Zeit der Alleinherrschaft für die Portugiesen eine Periode des Verteidigungskampfes gekommen, der das spanisch-portugiesische Weltreich zum ersten Male ins Wanken brachte. Schon im Jahre 1578 erlitt Portugal an der Guineaküste einen argen Stoss: es vermochte nicht zu hindern, dass sich Frankreich an der Goldküste in Accra festsetzte, nachdem die Portugiesen durch die Eingeborenen von diesem Platze vertrieben worden waren. Es gelang den Portugiesen erst nach jahrelangen Bemühungen, durch allerhand Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, den unliebsamen Nachbar 1582 wieder zu vertreiben ⁷⁾. Wenn auch die Franzosen nach dieser fehlgeschlagenen Unternehmung bald wieder vom Handel zurücktraten, so entstand den Portugiesen ein neuer Konkurrent, der ihnen am gefährlichsten werden sollte.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erschienen die Holländer in der Reihe der Nationen, die ihren Handel in aussereuropäischen Ländern zu befestigen suchten. Mit ausserordentlicher Schnelligkeit breiteten sie sich im Atlantischen und Indischen Ozean aus. Portugal-Spanien war nicht imstande, diesem neuen Feinde Einhalt zu gebieten. Die Holländer hatten in den jahrelangen Unabhängigkeitskämpfen gelernt, ihre Kräfte mit denen ihrer Feinde zu messen. Und wenn sie länger als ein halbes Jahrhundert brauchten, sich ihrer zu Lande zu entledigen, so bedurfte es zur See nicht ganz zweier Jahrzehnte, um Spanien-Portugal empfindlichen Schaden zuzufügen. Der Beginn des holländischen Welthandels fällt in das Jahr 1595, als eine Gesellschaft holländischer Kaufleute vier Schiffe nach Ostindien sandte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich die hol-

ländischen Kauffahrer nur auf die europäischen Küsten des Atlantischen Ozeans beschränkt. Trotz aller Anfeindung Spaniens „haben sie sich doch immerdar der Besserung (und dass solche Beschwerung einmal aufhören werde) vertröstet und bis aufs 1594. Jahr bei ihrer Einfalt beharret.“ (de Bry, Orientalische Indien, III., 2.) Diese erste Expedition schien aber nicht besonders glücklich gewesen zu sein (de Bry, Orientalische Indien, IV., 114.), und so wurde in der Hoffnung auf besseres Glück eine neue Flotte ausgerüstet im Jahre 1598. (de Bry, Orientalische Indien, V., 3.) Die glückliche Heimkehr derselben rief in ganz Holland einen ungeheuren Jubel hervor (de Bry, Orientalische Indien, IV., 120.), das Volk fühlte, dass eine neue Epoche seiner Geschichte angebrochen war. Während nun die Fahrten nach Ostindien in rascher Folge stattfinden und wir auch von ihnen mancherlei Bericht besitzen, haben wir über die Fahrten nach der westafrikanischen Küste nur spärliche Nachrichten. Nach Marees begannen die Fahrten der Holländer nach Westafrika 1595. Bernhard Erikson von Medemblik war der erste holländische Kauffahrer an dieser Küste. Bald hatten die Holländer den Portugiesen auch in Afrika den Rang abgelaufen, eigene Forts gegründet und auch die portugiesischen in ihren Besitz gebracht. Bereits im Jahre 1612 waren die Portugiesen unfähig, die Holländer zu hindern, wenige Meilen von Mina, dem Hauptsitz portugiesischer Macht, eine Festung anzulegen, die man zu Ehren des Statthalters der Niederlande „Nassau“ nannte.

Damit war die Stellung der rivalisierenden Mächte entschieden. Die Holländer bemühten sich nun, die Portugiesen von der Goldküste zu verdrängen. Bereits im Jahre 1625 unternahm man den ersten Anschlag gegen Mina, der allerdings misslang. 1637 gelang es

aber bei einem erneuten Versuch dem holländischen General Nikolaus van Ypern sich der Feste zu bemächtigen und damit den Holländern die Vormacht für mehrere Jahrzehnte zu sichern. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts machte den Holländern auch niemand ihre Herrschaft streitig; dann aber begannen von neuem die Kämpfe, die nach dem Bemühen der Dänen und Schweden, ebenfalls hier festen Fuss zu fassen, zum energischen Eingreifen der englischen Macht führten. Aus diesem Kampfe ging England als Sieger hervor.

Von all den vielen Seereisen, die in dieser Zeit unternommen wurden, sind aber die Berichte nur spärlich. Die Unternehmungen waren entweder Handels- oder Kriegsfahrten. Ihre Teilnehmer hatten, geleitet von anderen Interessen, nicht die Absicht, länder- und völkerkundliche Nachrichten nach Hause zu bringen. Nur einem glücklichen Zufalle ist es zu danken, wenn sich einer der Teilnehmer dazu verstand, kurze Aufzeichnungen zu machen, in denen aber die wissenschaftliche Ausbeute nur gering zu sein pflegt. Abgesehen von Berichten, die jedenfalls in spanischen und portugiesischen Archiven der Veröffentlichung harren, können wir Nachrichten aus den kurzen englischen Schiffahrtsberichten schöpfen. Holländische Berichte waren ebenfalls spärlich. Sie betrafen meist die Reisen nach Ostindien. Die gesamte Kenntnis der Küste von Sierraleone bis Kap Lopez, die durch Holländer erworben wurde, ist niedergelegt in der Beschreibung von Guinea von Marees. Mitteilungen über das Königreich Kongo verdanken wir Lopez. Der Küstenstreifen von Kap Lopez bis zum Kongo war in Dunkel gehüllt. Von Deutschen verfasste Berichte über Westafrika waren bis Anfang des 17. Jahrhunderts nicht vorhanden. Immer aber hatte es auch in Deutschland Männer gegeben, die die Gelegen-

heit, fremde Länder kennen zu lernen, benutzten. So finden wir in vielen Berichten und Sammlungen Deutscher Erwähnung gethan. „Der erste dänische Kommandant in Guinea ist gewesen Jost Kramer / von Lindau im Schwabenland. Als derselbe im Jahre 1662 im Junio gestorben / ist an dessen Statt Henning Albrecht aus Hamburg durch einhellige Stimme des ganzen Volkes erwählt worden.“ (Müller, Fetu, 256—57.) Müller, der uns dies berichtet, war selbst ein Deutscher aus Hamburg in dänischen Diensten. Zwanzig Jahre früher schon war ein Nürnberger Goldschmied, Hemmersam, nach Guinea als holländischer Soldat gegangen, und am Anfang des Jahrhunderts, 1607, trat „Johann Vercken, der Geburt von Leipzig aus Meissen“ als Soldat in holländische Dienste für Ostindien. Er machte sogar Aufzeichnungen, die dem Bericht über die Reise Verhuffens 1607—9 zu Grunde liegen. Eines der ältesten von einem Deutschen verfassten Dokumente über Teile Afrikas finden wir in der Reisebeschreibung von Balthasar Sprenger, der im Dienste Augsburger Handelshäuser in den Jahren 1505—6 nach Indien fuhr. Er gab eine kleine, 14 Textseiten umfassende Reisebeschreibung heraus, betitelt: Die Merfart vun Erfahrung nüwer Schiffung vnd Wege zu viln onerkanten Inseln vnd Künigreichen etc. Gedruckt Anno MDIX. (Vergl. Ratzel, „Balth. Sprenger, in d. A. D. Biogr. n. Hantzsch, deutsche Reisende d. 16. Jahrh.)

Auch der Indienreisende Johann Albrecht von Mandelslo, der an der holsteinschen Gesandtschaft 1633 teilnahm und von 1638—40 selbständig Indien, Ceylon und Madagaskar besuchte, hinterliess in seinem Bericht wertvolle Nachrichten über Madagaskar und das Kap. Mandelslos Reisebeschreibung wurde 1648 durch Olearius herausgegeben. (Ratzel, „Joh. Albr. Mandelslo“ in d.

A. D. Biogr.) Georg Marcgraf, dem wir ausgezeichnete Beiträge über Südamerika verdanken, die in dem 1648 von Jan de Lart veröffentlichten Werke „G. Marggravi Historiae Rerum Naturalium Brasiliae Libri VIII,“ niedergelegt sind, verstarb leider im Jahre 1644, als er zu wissenschaftlichen Zwecken an der Guineaküste weilte, am Fieber. (Ratzel, „G. Marcgraf,“ A. D. Biogr.) Hantzsch berichtet in seiner Abhandlung „deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts“ über eine ganze Reihe von Deutschen, die im Laufe des 16. Jahrhunderts der Unternehmungsgeist in die Ferne trieb. So verdanken wir dem fleissigen Sammler Valentin Ferdinand wichtige Nachrichten über Afrika. Ein ungenannter flämischer Matrose nahm in den Jahren 1502—1503 an der 2. Reise des Vasco da Gama teil, deren Beschreibung durch ihn noch in einem Fragment erhalten ist. Lukas Rem und Hans Mayr beschrieben ihre Indienfahrten, auf denen sie auch Teile von Afrika berührten. Und unter den „Tausenden von deutschen Landsknechten, die unter der Fahne des Hauses Habsburg gegen Türken und Barbarossa stritten“, gab es doch einige, die ihre Erlebnisse schriftlich niederlegten. Bernstein, Mameranus, Holtzhainer, Schmid und Breisinger sind solche deutsche Soldaten in Afrika, von deren Erlebnissen wir Kunde haben. Deutsche Kaufleute und Vergnügungsreisende berührten die Mittelmeergestade Afrikas und legten ihre Erlebnisse in Tagebüchern nieder, der Weltreisende Bernhard v. Miltitz berührte 1595 die Westküste Afrikas. Sein Reisebericht ist leider spurlos verschwunden, und so sind nur dürftige Nachrichten auf uns gekommen. Auch der Wundarzt Josua Ultzheimer gelangte auf seiner Weltreise nach Afrika.

Bedeutender aber als alle diese war der Basler Wundarzt *Samuel Braun*, der in den Jahren 1610—20

die gesamte Guineaküste bereiste, und dessen Reisebericht als die *erste wissenschaftliche deutsche Reisebeschreibung* bezeichnet werden muss.

Allgemeines über Brauns Reisebericht.

Der Reisebericht Brauns erschien gedruckt im März des Jahres 1624 zu Basel. Der Verleger, Johann Jakob Genath, widmet das Büchlein mehreren „ehrentvesten / fürnehmen vnd fürgeachteten“ Bürgern Basels, den Herren Christoffel Danon, Andreas Gissler, Claudius Guntier und Sebastian Güntzer. In welchem Verhältnis diese Herren zu Genath oder Braun gestanden haben, ist nicht ersichtlich.

Der Titel des Buches lautet: „Samuel Brun / des Wundartzet vnd Burgers zu Basel / Schiffarten: Welche er in etliche neue Länder vnd Insulen / zu fünff vnderchiedlichen malen / mit Gotteshülff gethan: An jetzo aber auf begern vieler ehrlicher Leuthen / selbs beschrieben: vnd menniglichen / mit kurtzweil vnd nutz zu läsen / in Truck kommen lassen.“

Dem Bericht voran geht ein Gedicht „An den Christlichen Läser,“ das von dem Pfarrer zu St. Leonhard in Basel, Johannes Gross, verfasst ist. Der Beginn:

„In diesem Büchlein / Läser frumm /
Du finden kannst in einer summ:
Wie wunderbar / stark / gütig / gerecht
Sey Gott der Herr beim Menschen-gschlecht.
Dass er der Erden grösten theil
Ins Wasser gsetzt / zu vnserm Heil.“ etc.

giebt den Charakter des Ganzen an. Es ist eine Lobpreisung der Güte Gottes; dann folgt, unter Anführung

einer Menge Bibelstellen, ein Vergleich der Schifffahrt auf dem Meere mit dem Leben des Christen, dessen Schiff, die Kirche, auf dem Meer der bösen Welt dahin fährt.

Brauns Werk wurde in die Reisesammlung der Gebrüder de Bry und auch in die des Levin Hulsius aufgenommen.

Im Jahre 1625 erschien die deutsche Ausgabe in den „Orientalischen Indien“ von de Bry als Anhang zu Lopez' Beschreibung des Königreichs Kongo unter dem Titel: „Anhang der Beschreibung des Königreichs Kongo. Inhaltend fünf Schiffarten Samuel Brauns etc.“; die lateinische Ausgabe erschien in demselben Jahre: *Appendix regni Congo qua continentur navigationes quinque Samuelis Brunonis*. Die deutsche Ausgabe ist bis auf den Titel ein unveränderter Abdruck des Originals. Der Titel ist erweitert und giebt fast alle Namen von Ländern und Orten an, die sich im Buche selbst finden. Die lateinische Ausgabe ist eine etwas freiere Übersetzung: *son traducteur aime les périphrases emphatiques et les mots sonores*. (Camus, p. 188.)

Die Ausgabe von Hulsius, unter dessen „Schifffahrten“ der Bericht die 19. ist, erschien 1626. Sie stimmt ebenfalls mit dem Original überein; es ist hier der Titel auf dieselbe Weise wie bei de Bry pomphaft in die Länge gezogen.

Illustrationen finden sich in der Baseler Ausgabe nicht, wohl aber weisen die übrigen eine stattliche Reihe von Bildern auf, die aber sachlich so gut wie wertlos sind, da sie lediglich der Phantasie des Zeichners entsprangen. So stellt z. B. im de Bry das eine Bild in Brauns Bericht die Festung Nassau, in dem des Marees das Fort Mina dar; die Darstellung, wie sich Neger vom Guineawurm befreien, veranschaulicht an anderer Stelle

das Ausstechen der Augen und die Gewohnheit der Bewohner von Ormus, wegen der Hitze in gefüllten Wassertrögen zu schlafen. So hat fast jede der elf Zeichnungen an anderer Stelle eine andere Bedeutung.

Trotzdem so das Büchlein in vier verschiedenen Ausgaben in die Welt gesandt wurde, fiel es doch der Vergessenheit anheim, und nur selten findet es einmal Erwähnung.

Lebensgang Brauns.

Am 19. März 1580 wurde Samuel Braun in Basel geboren. Er erlernte die Chirurgie und begab sich im Frühling 1611 auf die Wanderschaft. Er zog den Rhein hinab und kam endlich nach Holland, dessen mächtig aufblühende Handelsstadt Amsterdam ihn vor allem anzog. Er fand zunächst Stellung bei dem Meister Herkules Frantzen, aber seine Sesshaftigkeit war nicht von langer Dauer. Wenn er schon durch seine weite Wanderschaft bewiesen hatte, dass der Trieb, die Welt zu sehen, sich mächtig in ihm regte, so bekam seine Reiselust durch das Getriebe der Weltstadt, das zu beachten er täglich Gelegenheit hatte, neue Nahrung. Er beschloss, in die Welt zu gehen. Wohin ihn sein Weg führen würde, war ihm gleichgiltig. Er hatte keinen wohlüberlegten Plan, als er seine Reisen antrat, nur ein Zufall führte ihn nach der Küste Westafrikas. Er hatte auch weder die Absicht, eine Reisebeschreibung, wie sie später entstand, zu liefern, noch fuhr er des Handelsgewinnes wegen. Lediglich der Drang, Neues zu sehen und seinen Gesichtskreis zu erweitern, vielleicht auch der Wunsch, in den Ländern, von denen er so manchen wunderbaren und grausigen Bericht aus dem Munde holländischer Indien- und Afrikafahrer hörte, selbst Abenteuer zu erleben, waren die Veranlassung zu seinen Reisen.

Braun nahm zunächst das Anerbieten des Kapitäns eines Ostindienfahrers an, die Reise mit ihm zu machen. Aber „wie es gemeiniglich beschiebt / dass / wann einer vermeinet diesen Weg zu nehmen / er einen andern ziehen muss / dadurch oft sein Unglück gewendet wird: also ist es auch mir ergangen.“ Sein Plan, Ostindien zu besuchen, wurde vereitelt. Durch den Rat eines guten Freundes, der mehr von der Seeschifffahrt verstand als Braun, wurde dieser Umschwung herbeigeführt: der Ostindienfahrer war so klein, dass er den Fährlichkeiten einer so weiten Reise auf keinen Fall gewachsen schien. Braun war empfänglich für den guten Rat und wartete eine günstige Gelegenheit ab. Nach kurzer Zeit schon lag im Hafen ein Handelsschiff zur Abfahrt bereit. Das Ziel war Westafrika. Er liess sich anwerben, um als Wundarzt die Reise mitzumachen.

Diese Fahrt war der Anfang einer Reihe anderer, die sich auf einen Zeitraum von zehn Jahren verteilen. Nur drei dieser Reisen hatten Westafrika zum Ziele, auf der dritten und fünften befuhr er das Mittelmeer. Über die Reisen selbst soll eingehender unten in einem besonderen Abschnitt berichtet werden, hier sei nur eine kurze Übersicht derselben geboten.

1. Reise nach Niederguinea. Dauer: 1. Dezember 1611 bis September 1613.
2. Reise nach Oberguinea. Dauer: 31. März 1614 bis Mai 1616.
3. Reise nach dem westlichen Mittelmeer bis Venedig. Dauer: Juni 1616 bis 24. August 1617.
4. Reise nach der Goldküste. Dauer: September 1617 bis August 1620.
5. Reise nach dem östlichen Mittelmeer bis Alexandria. Dauer: Oktober 1620 bis September 1621.

Wie aus dieser Übersicht erkennbar, war Braun fast stets unterwegs; sein Aufenthalt in Holland lässt sich nur nach Wochen zählen.

Aus verschiedenen Bemerkungen in seinem Bericht geht hervor, dass Braun während seiner Reisen nicht nur an Erfahrung, sondern auch an irdischen Gütern reicher geworden war. Es lässt sich dies daraus erklären, dass er nicht nur ein festes Gehalt bezog, zum Beispiel auf seiner dritten Reise monatlich „9 Realen von achten“ hatte, sondern ausserdem die Erlaubnis besass, auf eigene Faust handeln zu dürfen, wie ihm ebenfalls auf seiner dritten Reise zugesichert wurde. Ob er auch in Afrika handelte, sagte er nicht, doch lässt es sich vermuten.

Doch sei dem, wie ihm wolle, sicher ist, dass er sich nach seiner Rückkehr in seiner Vaterstadt eines grossen Ansehens erfreute. Einmal gaben ihm sein weiter Blick und die im Verkehr mit andern Nationen erworbenen Erfahrungen den Vorrang wohl vor den meisten seiner Mitbürger. Er war aber auch in seiner Kunst ein tüchtiger und kenntnisreicher Mann, wie sich aus den vielen Ämtern und Ehrenstellen, die er bekleidete, ersehen lässt.

Aus dem rastlosen Reisenden wurde ein sesshafter Bürger. Kurz nach seiner Rückkehr erwarb er das Bürgerrecht der Stadt Basel. Er nahm aber seinen Wohnsitz nach kurzem Aufenthalt in dieser Stadt in dem benachbarten Liestal; wie aus einem Protokoll der Ratssitzung hervorgeht, die ihm die Genehmigung dazu erteilte⁸⁾). Im Jahre 1623 verheiratete er sich, jedenfalls in Liestal. 1627 wurde sein Gesuch um Offenhaltung des Bürgerrechts neu genehmigt⁹⁾). In der Mitte des Jahres 1628 zog er nach Basel zurück. Es sei gleich hier erwähnt, dass der ersten Ehe Brauns mit

Barbara (Der Familienname der ersten Gattin Brauns findet sich nicht in den Kirchenregistern.) zwölf Kinder entsprossen. Im Jahre 1648 verheiratete er sich zum zweiten Male und zwar mit Maria Treu.

In die Zunft „zum goldnen Stern,“ in der die Chirurgen zünftig waren, wurde er noch vor seinem Aufenthalt in Liestal aufgenommen. Von der hohen Achtung, die er im Kreise seiner Zunftgenossen besass, zeugen eine Reihe Ämter, die ihm übertragen wurden. Er war 1632—34 Kieser, 1636 bis 58 Sechser, d. h. Mitglied des Zunftvorstandes und Vertreter der Zunft im Grossen Rat, 1650 bis 56 war er Säckelmeister und 1659—68 Meister der Zunft. Auch die Stadtverwaltung wusste seine Tüchtigkeit zu schätzen. Er hatte die Stelle eines Spitalchirurgen¹⁰⁾ inne, ausserdem bekleidete er als städtisches Amt das eines Hebammenherrn in den Jahren 1659—68 und das eines Pflegers im Gnadenthal, d. h. er war Verwalter des Vermögens des aufgehobenen Klosters Gnadenthal in Basel, während der Zeit von 1661 bis 1668.

Im Jahre 1668 am 31. Juli beschloss Braun sein thatenreiches Leben. (Alle diese Mitteilungen über Brauns späteres Leben in Basel verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Staatsarchivar Dr. Wackernagel, der mir eine Reihe auf Braun bezüglicher Rats- und Zunftprotokolle zur Verfügung stellte.)

Doch sind es nicht seine Verdienste im Kreise seiner Mitbürger, die uns hier beschäftigen sollen; Braun hat sich durch die Aufzeichnungen, die er über seine Reisen veröffentlichte, auch in der Wissenschaft Anspruch auf Beachtung erworben.

Dass die Baseler begierig waren, die Erlebnisse ihres weitgereisten Landsmannes zu vernehmen, ist sehr begreiflich, „und so hat er“, wie es in der Vorrede seines

Verlegers heisst, „mehrmals an vielen ehrlichen Orten bei uns / mit unser grosser Verwunderung / von den wilden, seltsamen Ländern und Völkern diskuriret / und erzählet.“ Diese Erzählungen veranlassten „vornehme und gelehrte Leute“ zu dem Wunsche, die merkwürdigen Berichte gedruckt zu sehen. Braun, jeder Ruhmredigkeit abhold, scheint diesem Wunsche nur widerstrebend entsprochen zu haben. Der Grund seines Zögerns lag wohl auch, eben weil er sich des Ausserordentlichen bewusst war, in der Befürchtung, „dass viele missgünstige und boshafte Leute dasjenige in einen Zweifel ziehen / oder auch verspotten / was sie nicht selber gesehen und erfahren haben.“ Die Herausgabe kam aber doch noch zu stande, und der Möglichkeit, wegen seiner Veröffentlichungen als Lügner hingestellt zu werden, suchte er dadurch zu begegnen, dass er als Anhang drei Zeugnisse beifügte, die seine Reisen bescheinigen.

Das erste Schriftstück, datiert vom 12. Mai 1613 und von dem Notar David Mostard in Amsterdam unterzeichnet, enthält die Bescheinigung der Reisen Brauns nach Kongo in den Diensten mehrerer holländischer Rheder, und gleichzeitig wird ihm nachgerühmt, dass er „vromelyk ende deuchdelyk“ als Chirurg gedient habe. Das zweite Zeugnis, vom 28. Juni 1620 und vom Kommandeur des Forts Nassau in Guinea, dem General Jakob Arentz Calantius ausgestellt, ist ein Pass, mit der Anweisung an alle Civil- und Militärbehörden, Braun überall zu Wasser und zu Lande frei und ungehindert passieren zu lassen, und er enthält gleichzeitig eine Anerkennung seiner treuen Dienste. Die dritte Urkunde bescheinigt die Fahrt nach der Levante und ist in ähnlicher Weise ausgestellt wie die zweite und zwar vom Kapitän Thomas Pieterse, am 16. September 1621.

Diese Zeugnisse sind in holländischer Sprache abgedruckt. Für hartnäckige Zweifler ist noch eine Anmerkung beigefügt, „dass der Autor neben hernach folgenden drei Passporten noch andere / auch Ihr Prinz Excellenz Mauritzen / hätte haben können. Weil aber aus gegenwärtigen / des Autors Tapferkeit gegen den Feind / und Treue in der Heilung der Kranken auf dem Meere / genugsam erscheint: also sind mehr Zeugnisse diesmal nicht notwendig.“

So unternahm es denn Braun, seine Reise „kürzlich und einfältig“ zu beschreiben. Er that es, che er nach Liestal zog; gedruckt wurde das Buch aber erst während seiner Abwesenheit im März 1624.

Die Reiseerlebnisse.

Braun liess sich auf das Schiff „Meermann,“ Kapitän Johan Petersohn von Hoorn, als Schiffschirurg anwerben. Das Schiff war nach dem Kongo bestimmt. Am 1. Dezember 1611 fuhr man von Amsterdam nach Texel, und am 28. verliess das Schiff mit günstigem Winde den Hafen. Da eine Flotte von 72 Schiffen auslief, so bürgte die Menge für die Sicherheit des einzelnen; um aber später nicht Angriffen von feindlichen Fahrzeugen ausgesetzt zu sein, verband sich Petersohn mit zwei anderen Fahrzeugen zu einer sogenannten Admiralschaft: jeder Teil verpflichtete sich, dem andern im Falle der Not beizustehen.

Nach neun Tagen gelangten die Schiffe in die Nähe der spanischen Küste und haben „erstlich angetroffen ein kleine Insul / der Perles genannt /.“ Hier mussten sich alle einer Matrosensitte unterwerfen: jeder, der diese Inseln noch nie passiert hatte, wurde an eine Rahe gebunden und dreimal ins Meer getaucht. Braun entzog

sich der Prozedur durch Spenden einer Tonne Bier. Der Name der „Perlesinseln“ findet sich nirgends an der spanischen Küste. Andere Reiseberichte aus dieser Zeit erzählen denselben Vorgang an der spanischen Küste, nur heißen da die Inseln „Barrels“, „Barlises.“ Darunter sind die Berlenga oder Burlingsinseln zu verstehen, kleine Felseneilande in der Nähe des C. Carvoeiro der Küste Portugals¹¹⁾.

Man kam darauf an Madeira und den Kanarien vorüber. Von den Kapverden, die man besuchte, um Wasser und frisches Fleisch einzunehmen, erwähnt Braun drei: „Sal, Mayo und Bracho.“ Dieser letzte Name steht jedenfalls für den Namen der Hauptstadt Prayo der Insel St. Jago. Auf welcher der drei Inseln gelandet wurde, ist nicht gesagt, jedenfalls wählte man Mayo. Der Reichtum der Insel an Böcken, die vom Schiffsvolk gejagt wurden, spricht dafür; ferner fehlte auch das Wasser nicht, und wenn Dapper¹²⁾ dasselbe für ungesund erklärt, so hat er damit wohl kaum recht, denn Mayo wurde nachweislich oft von den Seefahrern besucht. Sal kommt wegen seiner Unfruchtbarkeit nicht in Betracht, ebensowenig die Hauptinsel St. Jago, denn einmal hätte dann Braun wenigstens die Insel genannt, dann aber hätte man hier den den spanisch-portugiesischen Handel schädigenden Holländern schwerlich gestattet, Erfrischungen einzunehmen. War aber Mayo der Landungsplatz, so lässt sich auch Brauns Erzählung von dem Kampfe der landenden Matrosen mit spanischen Verbrechern verstehen, denn auf Mayo war thatsächlich solches Gesindel stationiert, um Böcke zu jagen und Salz zu gewinnen, denn Salz und Ziegenhäute waren die Hauptausfuhrartikel. So war es natürlich, dass man sich der Fremden zu erwehren suchte¹³⁾.

Den Holländern war es aber trotz aller Banditen

gelungen, Lebensmittel für die fernere Fahrt zu erbeuten, auf der man zunächst die Insel S. Mattheo zu berühren gedachte. Da sie aber die Holländer „von wegen des Nübels nicht haben ins gesicht bringen können,“ setzte man die Fahrt nach der Loangoküste fort¹⁴).

Über die lange Fahrt von den Kapverden bis nach der erwähnten Küste berichtet unser Reisender nicht viel. Er meint, er habe soviel erlebt, dass er ein besonderes Buch schreiben müsse, um „alle die Fortun / Wettershalben“ zu erzählen. Nur eins führt er an, als etwas, das „schier vngläublich ist / wann man es nie gesehen vnd erfahren,“ die fliegenden Fische, die er unter 8° N. Br. antraf.

Aus dieser Breitenangabe und einigen anderen Bemerkungen über Wind und Wetter lässt sich auch ungefähr die Zeit bestimmen, zu der Braun an den einzelnen Orten war. Er selbst giebt nie Zeitangaben, sondern erwähnt nur die Abfahrtszeit in Holland und die Dauer der Reise. Drei Tage, nachdem er die fliegenden Fische sah, wurde es nach seinem Bericht so still, dass „wir bey 4. wochen keinen Wind gespüren können.“ Er befand sich also gegenüber der Sierraleoneküste in der Zone der Windstillen, da der Südwestwind in der Zeit von Januar bis März an der Guineaküste kaum über die Länge von Kap Palmas hinausreicht. Da nun Braun ca. 4 Wochen lang in diesem Gebiet liegen blieb, so ist er Ende Februar in diese Gegenden gekommen. Von April bis Juni zieht sich das Gebiet des Südwestmonsuns an der Küste bis Sierraleone hinauf. Gleichzeitig beginnt aber auch die Zeit der Tornadas für die Küste Nordguineas¹⁵). Braun nennt sie Trawadas und beschreibt sie vollkommen den Thatsachen entsprechend.

Es ergibt sich demnach folgendes. Die Abfahrt von Texel fand Ende Dezember 1611 statt, Ende Februar

1612 war man in der Breite von Sierraleone, Anfang April begann die Fahrt nach Mayumba an der Loangküste, das man ungefähr in der Mitte des Monats erreichte. Der Aufenthalt hier zählte nur nach Tagen, da man nur Farbholz einnahm. Nach sechswöchentlichem Kreuzen an der Loangküste gegen Strömung und Wind kam man also mit Anfang des Juni im Hafen der Hauptstadt Loango an. Der Aufenthalt hier dauerte ungefähr ein Vierteljahr, da das Schiff im September, nach Brauns Angabe, in den Kongo einlief. Man hielt sich hier, wie schon erwähnt, sieben Monate auf, also bis zum Mai 1613. Da nun die ganze Reise 22 Monate dauerte, so brauchte er zur Rückreise, die er vollständig mit Stillschweigen übergeht, fünf Monate und kam im September desselben Jahres in Holland wieder an.

Die zweite Reise machte Braun unter demselben Kapitän auf dem Schiffe „Weisser Hund.“ Sie begann am 31. März 1614 und verlief weit ruhiger als die erste, denn man gelangte mit gutem Wind in 15 Wochen, ohne Land zu sehen, an die Quaquaküste. Wir erfahren den Ort nicht, wo man für kurze Zeit anlegte, wohl aber giebt Braun eine kurze Schilderung von Land und Leuten, die nicht ausführlicher sein konnte, da niemand das Land betreten durfte. Von da gelangte das Schiff an Assini, dem ersten Ort der Goldküste, an Axim, Kap Tres Puntas, Kommendo und Elmina vorüber nach dem Hauptstützpunkt des holländischen Handels an der Guineaküste, dem Fort Nassau. Nach dem üblichen Salut fuhr man in den Hafen ein, musste allerdings am nächsten Tage den Ort wegen der grossen Anzahl schon anwesender Handelsschiffe wieder verlassen und richtete den Kurs auf Kormenti. Aber auch hier war wegen allzugrossen Andrangs nicht an einen günstigen Handel

zu denken. Man fuhr deshalb nach Accra, dem letzten Ort, an dem man Gold einhandeln konnte. Hier blieb das Schiff sechs Wochen lang vor Anker liegen, und Braun nützte die Zeit, sich mit der Bevölkerung und ihren Handelsgewohnheiten bekannt zu machen. Die Holländer wurden aber in die Streitigkeiten der Eingebornen verwickelt, der Handel stockte, und man hielt es für geraten, den Ort wieder zu verlassen. Nach einigem Zögern entschloss man sich, in dem wenig besuchten, fast ganz unbekanntem Benin das Handelsglück zu versuchen. Der Aufenthalt scheint aber hier nicht von langer Dauer gewesen zu sein, denn Brauns Bericht ist nur kurz. Man fuhr dann weiter immer der Küste folgend nach dem Kamerungebiet, dem „hohen Land von Ambosy,“ und kam nach Gabun. Hier machte man aber nur kurze Zeit Halt, da die Bewohner als „ein bösstückisch Volk“ bekannt waren, das auch den Fremden grosses Misstrauen entgegenbrachte. Das Kap Lopez war der südlichste Punkt des Festlandes, den man diesmal erreichte.

Braun erzählt hier von einer merkwürdigen Bericht-erstattung der Schiffe untereinander. „Auff diesem Lande / da die schiff ankommen / ist ein grosser Baum. Und wann etwan ein eintzig Schiff allda ankommet / welchem etwas daselbst widerfahren were / hat man es in ein höltzen brett geschnitten / einen brieff am hinden theil angenagelt / vnd das brett an den Baum geschlagen Wann dann die andern Schiff ankommen seind / haben sie an dem Baum Bericht gefunden“¹⁶⁾.

Man verliess den Hafen, in der Absicht, Kongo zu erreichen, ohne sie jedoch ausführen zu können. Ein Zwischenfall konnte für die Holländer leicht verderblich werden. Ein spanisches Schiff suchte die Reise zu hindern, doch der Kampf blieb unentschieden, denn „die

Schiff seind zu beiden seiten also zerschossen worden dass man mehr mit stopffen / dann mit dem Wind zu schaffen bekommen. Also ist man mit Schaden von einander geschieden.“ Auf der Prinzeninsel reparierte man den Schaden. Südlicher als bis zur Insel S. Thomé vermochte das Schiff wegen ungünstiger Winde und Meeresströmungen nicht vorzudringen. Nach sechs-wöchentlichem Kreuzen entschloss sich der Kapitän, westwärts zu fahren und, wie in solchen Fällen üblich, die Küste von Oberguinea anzulaufen, um die Ladung zu vervollständigen. Man traf auf Land am Kap Monte. Das Schiff verweilte hier ungefähr vierzehn Tage und besuchte dann noch die Orte am Rio de Sesto, am Kap Palmas und den Ort Gruvo. Überall handelte man Pfeffer und Reis ein.

Das Schiff segelte, ehe es die Heimfahrt antrat, nach dem Fort Nassau. Von hier aus¹⁷⁾ erreichte es nach einer Abwesenheit von 26 Monaten im Mai 1616 den heimischen Hafen.

In Amsterdam wurde Braun Gelegenheit geboten, das Mittelländische Meer und dessen Handelsplätze kennen zu lernen, und da er „sonsten guten Lust gehabt / solche Länder auch zu besichtigen,“ war er bald mit dem Kapitän Heinrich Wilhelmson Puis überein gekommen. Im Juni 1616 verliess er an Bord des „Oranienbaum“ den Hafen. Das Schiff hatte Ladung nach Portugal, Italien und Konstantinopel. Nach sechs Wochen kam die Küste von Portugal in Sicht. Hier nahm die Fahrt ein unglückliches Ende. Das Schiff wurde infolge eines heftigen Sturmes auf Klippen geschleudert. Die Mannschaft rettete sich in Boote und suchte, als auch diese sanken, durch Schwimmen das Land zu erreichen. Auch Braun wurde von den Wellen an das Land getragen und kam „auff ein höhe zu einen

Fewerthum vnd Castell / Cast Calles genandt.“ Der Schiffbruch erfolgte also vor dem Hafen von Lissabon in der Nähe des Leuchtturmes von Cascaes. An diesem Orte blieb er längere Zeit, hart mitgenommen von dem Unglücksfall und der Pflege bedürftig, die ihm auch in sorgsamster Weise von einer „spanischen Frau / Moladin genandt /“ zu teil wurde. Nach drei Wochen war er soweit hergestellt, dass ihn die Mulattin in einer Barke samt seiner „Barbierkisten,“ die sein Handwerkszeug enthielt und die er mit Mühe aus den Händen ihrer Retter wieder gerettet hatte, nach Lissabon führen konnte. Dort wurde er von Pater Peter, einem Niederländer, der der deutschen Kapelle vorstand, „ehrlich empfangen,“ obgleich er angab „von Basel auss dem Schweitzerland,“ also Protestant zu sein. Der menschenfreundliche Pater führte Braun zu einem Arzt Johann Amann von Wien, der ihn auf Kosten der Gemeinde des Paters behandelte. „Derselbige hat mir auch viel guts erzielt / vnd mich 4. Monat lang beherbergt: welches ihm Gott vergelten wölle,“ schreibt Braun dankbaren Herzens.

Durch diesen Unglücksfall war aber das Interesse des Reisenden am Seeleben nicht gedämpft worden oder gar erloschen, es bekam vielmehr durch das Leben und Treiben dieser bedeutenden Handelsstadt immer neue Nahrung. Und so schildert er auch in lebendiger Weise den Verkehr in diesem Welthandelsplatz. Er nennt Gesetze, die den fremden Kauffahrern galten, erzählt von dem Jubel beim Einlaufen glücklich heimkehrender Schiffe und von der Nichtbeachtung derer, die den Kurs verfehlt, also leer heimkamen. Er sah auch am 6. Oktober die reiche Silberflotte hier eintreffen, die von spanischen Kriegsfahrzeugen begleitet wurde, und er ist voll von Verwunderung über den Reichtum dieser Schiffe sowohl, als

auch ganz besonders über die Schlaueit, mit der man sich der Abgabe von 5% an den König entzog.

Mit dem 6. Januar 1617 erreichte Brauns Aufenthalt in Lissabon sein Ende. Er hatte sich als Wundarzt von einem holländischen Kauffahrer, dem „gülden Falck“ anwerben lassen. Anfangs hatte er doch geschwankt, ob er nochmals zur See gehen sollte; aber die Reiselust, der gute Sold und die Erlaubnis, auf eigene Faust Handel treiben zu können, liessen bald alle Bedenken schwinden.

Der Holländer bildete mit 2 Engländern und 2 Portugiesen zusammen eine Admiralschaft, die allerdings nicht von langem Bestand war. Am 9. Januar kamen am Cabo de Santa Maria fünf Piraten in Sicht, die den Kauffahrern weit überlegen waren. „Da nun der Streit etwas hart anging / wichen die Portugaleser sampt den zween Engländern hinten aus / in der Meinung / sich zu salviren.“ Da sie aber von den Piraten verfolgt wurden, gelang es den Holländern nach der andern Seite zu entkommen, nachdem sie ihrem einzigen Verfolger den Mast abgeschossen hatten. Den Piraten wäre gute Beute in die Hand gefallen, da die Holländer nach Brauns Angabe eine Ladung von 400000 Dukaten Wert an Bord hatten.

Am 10. Januar kam das Schiff nach Cadiz¹⁸⁾. Hier wurde es drei Wochen lang durch eine spanische Flotte unter Philipp von Savoyen aufgehalten, da es sich weigerte, an einem Zug gegen die Piraten teilzunehmen. Die Segel wurden weggenommen, um es am Entweichen zu verhindern. Im Februar endlich wurde die Weiterfahrt gestattet. Man segelte durch die Strasse von Gibraltar nach dem Kap Palos an Spaniens Mittelmeerküste, von da nach der Südspitze Siziliens, dem Kap Passaro, und gelangte am Palmsonntag 1617 nach Venedig, wo man

bis Pfingsten blieb. Hier bekam das Schiff Ladung nach Ortranto und Gallipoli, und von da beförderte es Baumöl nach Holland. Die Heimreise trat es am 20. Juli an, segelte glücklich durch das Mittelmeer, durch den Atlantischen Ozean an den Scillyinseln¹⁹⁾ vorbei nach Holland, wo man am 24. August 1617 „nach ausgestandenen vielen Trübsalen vnd Gefahren mit Gottes-hülff wiederumb ankommen.“

Schon im folgenden Monat, im September 1617, trat Braun eine neue Reise an, die ihn diesmal drei Jahre von Holland fern hielt. Für die neue Besatzung des festen Platzes Nassau an der Goldküste wurde ein Wundarzt gesucht. Braun schwankte noch, ob er sich melden solle, als er an den Hof des Prinzen ging, wo er hatte, „von weitem hörchen wollen / wie die sachen beschaffen.“ Durch etliche Bekannte liess er sich bestimmen, in den Dienst der „Herren Staden“ zu treten.

Nach Nassau fuhren drei Schiffe, auf dem „Gelderland“ befand sich Braun. Die beiden andern Fahrzeuge führten 125 Mann Soldaten zur Ablösung und Ziegelsteine nebst Kalk zum Ausbau der Festung. Den Oberbefehl über die Flotte führte der General Calantius.

Als man den Kanal passiert hatte, erfasste die Flotte ein solcher Sturm, dass man in 8 Tagen bis zur Höhe des Kap Verde gelangte, aber ca. 180 Meilen westlich davon. „Damalen der Schiff-Patron / bey 80 Jahren alt / bezeuget / dass er niemals solch schwär Wätter gesehen / alss aber dieses war.“ Brauns Schiff wurde von den übrigen getrennt. Der Sturm wütete fort, und alle befürchteten den Untergang, zumal das Schiff schon 28 Jahre alt war, die „gewaltige Meer-schlacht / zwischen Spania vnd Barbaria in Istreto de Gibraltar / Anno 1609 beschehen“ / mitgemacht und im „selbigen Streit gerambariert vnd zerstoßen worden“

war. Man dankte Gott auf den Knieen, als endlich ruhiges Wetter kam.

Noch ehe man die Küste von Sierraleone erreichte kam das Schiff in einen Harmattan. Es „ist ein feiner guter Wind kommen auss Osten mit einem dicken Näbel. Vnd hat das Volck gesagt / die schwartzen Teuffel haben die stein gemahlen vnd zerschlagen / vns noch mehr verdriess anzuthun. Dann vnser Schiff / vnd alles / was darinnen war / so roth worden / alss wenn es mit ziegelstein were angestrichen worden“²⁰⁾.

In Sierraleone erholte man sich von den Anstrengungen der Fahrt und setzte dann die Reise nach Nassau fort. Hier wurde die neue Besatzung ans Land gebracht, die abgelöste konnte sich auf dem „Gelderland“ einschiffen. Es waren nur noch 20 am Leben und auch diese waren „mehrentheils krank vnd schadhafft“; aber sie waren froh, den Ort verlassen zu können, dass sie auf die Warnungen vor dem baufälligen Schiff entgegneten, es könne ihnen nicht ärger ergehen als auf der Festung. „Wie ich dann auch hernach selbs erfahren habe,“ fügt Braun hinzu.

In der Festung selbst fand Braun von der alten Mannschaft, deren Ablösungszeit noch nicht gekommen war, 40 Mann, die am Fieber und am Guineawurm litten. Die Kranken teilten die gleichen Wohnräume mit den Gesunden; und diese schlechten Wohnungen, das ungewohnte Klima, und das „vnordenliche essen vnd trinken“ der Mannschaften lassen es erklärlich erscheinen, dass innerhalb drei Wochen ca. 20 Leute starben und 30 erkrankten. Angesichts dieser trostlosen Zustände wurde auch Braun entmutigt, und gern wäre er wiederum weggefahren wie der Prediger Hermann Janson, der es aufgab, seinen Einfluss auf die rohe, zusammengewürfelte Soldateska geltend machen zu

wollen. Aber er fühlte sich hier unentbehrlich. Der alte Feldscher war ebenfalls dem Klima erlegen, und so hatte es lange „an hülff vnd raht wegen der kranken gemanglet.“ Und Braun half nach Kräften. Dieses Bewusstsein der Unentbehrlichkeit, das Entgegenkommen des Kommandanten und noch manche andere Vorteile, die er genoss, söhnten ihn bald mit seiner Lage aus.

Über die Ausübung seines Berufes erwähnt Braun so gut wie nichts; dagegen macht er uns bekannt mit dem Lande und seiner Bevölkerung. Die Rückreise übergeht er mit Stillschweigen, nur soviel geht aus dem Bericht über die letzte Reise hervor, dass er im August 1620 wieder in Amsterdam eintraf.

Braun hatte im Sinne, nach dieser vierten Reise in seine Heimat zurückzukehren. Da aber die Pfalz, die er hätte dabei durchziehen müssen, von den spanischen Truppen unter dem Marquis Spinola besetzt war, gab er diesen Plan auf. Es schien ihm weniger gewagt, an einer Expedition gegen die Piraten des Mittelmeeres teilzunehmen, als ein von den Spaniern besetztes Land zu durchreisen. Holland und England rüsteten eben zusammen eine Flotte aus, denn die Piraten waren eine Geißel für die Handelsschiffe geworden. Braun liess sich anwerben und kam auf das Schiff „Edam oder der schwartze Stier.“ Dieses Schiff bekam den Sonderauftrag, den holländischen Konsul Kornelius Pfau nach Alexandretta zu führen. Am 23. Oktober 1620 empfing Braun Handgeld, aber vor der Abreise, während das Schiff noch mit Proviant versorgt wurde, ging er wegen eines erkrankten Offiziers und um sich selbst noch Medikamente zu verschaffen nach Amsterdam zurück. Unterdessen trat aber der ersehnte Ostwind ein, und die Flotte fuhr nach Texel ab. Als Braun die Windveränderung merkte, eilte er nach Texel, kam aber „bey 3. stunden

zu spath.“ Er versuchte alles, um an Bord seines Schiffes zu kommen. Unter mancherlei Missgeschick führte ihn endlich ein Schiffer von Medemblik, Bruno Volkerson, nach Vlissingen, wo er am 18. Dezember ankam. Hier erfuhr er, dass die Flotte „in Engelland bey Doveren in Tuinis²¹⁾ liegen soll.“ Er eilte über Sluis, Damme, Brügge, Ostende, Nieuport, Dünkirchen und von hier zu Schiff nach England. Am 23. Dezember erreichte er die Flotte. Es war aber schon ein „englischer Artzet vnd Balbierer“ angenommen worden; da dieser aber nicht so glücklich war, eine „Kiste“ zu besitzen und auch die Brauns nicht bezahlen wollte, so trat dieser wieder an seine alte Stelle.

Alle Schwierigkeiten waren gehoben, als am 27. Dezember die gesamte Flotte in See stach. Am 12. Januar 1621 durchfuhr der „schwartzte Stier“ die Meerenge von Gibraltar, nachdem er sich schon vorher von der Flotte getrennt hatte. Am 25. traf man zwischen Cabo de Gata und Kap Palos auf eine grössere Handelsflotte, die sich dem holländischen Kriegsschiff anschloss. Bald darauf hatte man einen grösseren Kampf mit Piraten bei der Insel Formentera, den Braun ausführlich beschreibt. Die Holländer vernichteten das feindliche Schiff. Dann kam Mallorca in Sicht, darauf landete man in Sardinien. Am 7. Februar ging man mit Westwind nach Malta an der Südküste Siziliens entlang. Man sah den „Monte Gibello des Nachts grausam brennen.“ Am 12. lief das Schiff in den Hafen von Malta ein. An Kandia und Cypern vorüber gelangte man am 9. März im Hafen von Alexandretta an. Mit den üblichen Ehren wurde der Konsul vom Schiff verabschiedet, um von einer Ehrentruppe geleitet die Reise nach Aleppo, seinem Bestimmungsort, fortzusetzen.

Die Schiffsmannschaft feierte das Osterfest im Hafen, und am 14. April wurden die Anker zur Heimfahrt gelichtet. Jetzt beobachtete man grosse Vorsicht, da offener Krieg zwischen Spanien und Holland ausgebrochen war. Nach mancherlei Gefechten, Stürmen und anderen Fährlichkeiten langte das Schiff in England an. Wann die Ankunft in Holland und darauf die Rückkehr Brauns nach Basel erfolgte, ist nicht gesagt. Der interessante Bericht schliesst mit den Worten: „Seind also endlichen / mit Gott / glücklichen in Holland widerumb ankommen. Allda die Admiralität vns alle mit gutem danck wohl bezahlet hat.“

Die Guineaküste zur Zeit Brauns.

Der Begriff der Guineaküste war schwankend. Die eifersüchtige Wachsamkeit der Portugiesen schloss jede genauere Kenntniss Westafrikas seitens seefahrender Nationen aus. Was bis zum Jahre 1612 von den Holländern und Engländern über diese Küsten geschrieben wurde beruhte fast ausschliesslich auf mehr oder weniger flüchtiger Beobachtung. Man sprach allgemein von einem „Königreich Guinea,“ eine Bezeichnung, die auch Linschoten anwandte, und ebenso betitelte Marees den Bericht über seine Küstenfahrt „Beschreibung des gewaltigen, goldreichen Königreichs Guinea.“ Es sind diese Bezeichnungen ein Beweis dafür, wie wenig diese Beobachtungen auf eigenen eingehenden Studien beruhten. Erst 1612, als die Holländer festen Fuss an der Goldküste gefasst hatten, waren genauere, ruhige Beobachtungen und wirklich verbürgte Nachrichten möglich, und so finden wir bei den Reisenden, die allein aus eigener Anschauung schrieben, nichts mehr von dem „Königreich.“ Guinea wird eine Landschaftsbezeichnung.

Braun ist der erste, der es in diesem neuen Sinne gebraucht. Dapper aber, der selbst nie gereist war, hält es für nötig, in einem besonderen Abschnitt den Bericht des Leo Afrikanus wiederzugeben und das „Königreich“ Guinea zu beschreiben, während er einige Seiten später völlig auf der Höhe seiner Zeit steht und die Ansicht, Guinea sei ein Königreich, für falsch erklärt. Er spricht hier von Ober- und Unterguinea, grenzt beide am Kap Lopez von einander ab und meint auch, dass viele Holländer unter Guinea nur die Küste von Sierraleone bis zum Königreich Benin verstünden.

Derart widersprechende Angaben erhielten sich noch lange, sodass auch Bosmann es für nötig erachtet, darauf besonders hinzuweisen, dass Guinea nicht ein einziges Königreich sei, sondern „ein überaus grosses Land / und in einige hundert Stunden ausgebreitet / worinnen unzählbare Königreiche / so gross als klein / befindlich sind / nebst vielen andern Völkern / die eine Regierungsart von einer Republik brauchen.“

Leichter als mit der Frage, ob Guinea Staat oder Landschaft bezeichne, fand man sich mit der Abgrenzung des Gebietes ab. Mit dem Namen Guinea verband sich unbedingt die Vorstellung von Gold, und nur soweit als dieses in den Handel kam, war von Guinea die Rede. Bei Braun finden wir wohl, dass er von Guinea da spricht, wo die Eingebornen das edle Metall verhandelten, aber nie bezeichnet er Benin, Gabun oder Kap Lopez als dazu gehörig. Diese Auffassung war allen Seefahrern gemein, und so finden wir auch auf allen Karten von dieser Zeit Guinea abgegrenzt von Kap Palmas bis zum Volta; auch Dapper macht, trotz des anders lautenden Textes, auf keiner seiner Karten eine Ausnahme: Zahn-, Quaqua- und Goldküste bilden den Strand von Guinea. Nur in einem Punkte herrscht bei allen Autoren eine

gewisse Übereinstimmung: da, wo es galt, das Hinterland der erwähnten Küste zu schildern, geraten alle auf Abwege.

Wie schon erwähnt, war es Braun als erstem vergönnt, in der sichern Obhut der holländischen Festung seine Aufzeichnungen zu machen; er ist auch der erste, der Nachricht von der Einteilung der Goldküste in verschiedene Königreiche giebt. Er zählt deren nicht viele auf, es sind eben nur die, die er selbst kennen lernte. Seine Angaben sind völlig richtig, und Dapper, dem wir hier trauen können, soweit er sich mit seinen Angaben nicht von der Küste entfernt, giebt eine ziemlich ausführliche Darstellung dieser kleinen Reiche.

Die Goldküste wurde vom Ankober bis zum Volta gerechnet; Braun schreibt, in Assini fange der Goldhandel (in grösserem Umfange) an, und Accra sei der letzte Ort, da man Gold finde. Zwischen beiden befanden sich die oft besuchten, zahlreichen Handelsplätze. Ehedem hatten die Portugiesen allein das Privilegium des Handels an dieser Küste beansprucht. Im Jahre 1578 hatten zwar die Franzosen versucht, sich in Accra festzusetzen, mussten aber schon nach wenigen Jahren den Handel hauptsächlich infolge der portugiesischen Quertreibereien aufgeben. Erst 1612 gelang es, das Vorrecht der Portugiesen endgültig zu brechen; die Holländer gründeten das Fort Nassau, wenige Meilen von dem portugiesischen Elmina gelegen. Diese beiden festen Plätze waren neben den weniger starken Orten Axim und Sama, die ebenfalls Portugal gehörten, die einzigen europäischen Niederlassungen.

Nicht so klar war die Einteilung des Landes in die einzelnen Negerkönigreiche. An der Küste zwar lagen die Namen fest; man unterschied von West nach Ost die Reiche Axim, Ante, Kommendo, Fetu, Sabu,

Fantin, Akron, Agonna, Accara, Labade und Ningo; über das Hinterland aber gab es fast keine verbürgten Nachrichten. Dies war eine günstige Gelegenheit, der Phantasie die Zügel schiessen zu lassen, die auch Dapper nach Kräften benutzt, indem er nicht weniger als 29 Königreiche und Landschaften aufzählt. Dass diese scheinbare Vollkommenheit jeder positiven Grundlage entbehrt, dass alles weiter nichts als eine Sammlung von Namen ist, geht aus den kurzen Beschreibungen Dappers zu jedem dieser Reiche hervor. In ihrer Dürftigkeit und Schablonenhaftigkeit sind sie Beweis genug, dass der Verfasser selbst nichts weiss. In Wahrheit hörten schon wenige Meilen hinter der Küste die eigenen Beobachtungen der Europäer auf. Die Namen der Länder Eguira und Adom, Abrambu und Atti, vor allem aber die Heimat der Akkaner waren an der Küste lediglich durch die Bewohner dieser Landschaften oder Orte selbst bekannt, da sie das Gold nach der Küste brachten. Kein Europäer drang soweit vor, dass er hätte aus eigener Anschauung berichten können. Die Vorstellung Brauns vom Hinterland der Goldküste dürfte in ihrer Unsicherheit so ziemlich allgemein gewesen sein: „streckt sich wol 300. meil ins Land hinein gegen Arabia / vnd gross vnd klein Akanye.“

Der übrige Teil dessen, was wir als Oberguinea bezeichnen, bietet zu Brauns Zeit ein einfaches Bild. Die Goldküste hebt sich deutlich aus den sie umgebenden Küstenstreifen heraus. Sie ist am meisten besucht und deshalb auch am bekanntesten. Östlich und westlich von ihr treten uns nicht kleine Reiche, sondern grosse Ländermassen entgegen. Die Pfeffer-, Zahn- und Quaqua-küsten wurden fast nur besucht, um die Ladung vor der Heimfahrt zu vervollständigen. So führte die Unkenntnis des Landes zu allgemeinen Namen. Ebenso ver-

hinderte im Osten der Mangel an reichen Produkten, wozu hier noch die Unzugänglichkeit der Küste kam, die nähere Kenntnis des Landes. Man legte am geeignetsten Punkte, der Mündung des Beninflusses an, erhielt so Kenntnis von dem Königreich Benin, mit dem man dann den ganzen unbekanntem Winkel des Guinea-busens ausfüllte. Braun rechnete z. B. Benin vom Volta bis zum heutigen Muni. Erst südlich dieses Flusses wurde ein Stück Küste bekannter, etwa von Gabun bis Kap Lopez. Dies geschah aus dem Grunde, weil die Schiffe, die Oberguinea besucht hatten, von hier aus die Heimreise antraten. Das Land nannte man das Königreich Gabun, ebenso willkürlich und verschieden von Ausdehnung wie Benin.

Das Land vom Kap Ste. Catharine bis Benguela war ebenfalls nur stellenweise bekannt. Von dem erwähnten Kap bis zum Kongo dehnte sich das unbekanntes Königreich Loango aus, von dem Braun den nördlichen Teil als selbständiges Königreich Majumba aufführt. Am rechten Ufer der Kongomündung lagen die beiden kleinen Königreiche Kakongo und Angoy. Jenseit des Flusses breitete sich das verhältnismässig am besten bekannte Königreich Kongo aus, an das sich nach Süden zu die Reiche Angola und Benguela anschlossen. Von Benguela bis zum Kap der guten Hoffnung hörte dann überhaupt jede Kenntnis der Küste auf.

Die Reiseergebnisse.

Wenn wir im folgenden die Ergebnisse der Reisen Brauns darstellen, so geschieht dies in völlig anderer Anordnung als im Bericht selbst. Es erscheint für die Übersichtlichkeit des Ganzen von vorteilhafterer Wirkung, den Stoff ohne Rücksicht auf die Zeitfolge

der einzelnen Reisen nach der geographischen Lage der besuchten Gegenden zu ordnen. Auf diese Weise lassen sich die Ergebnisse und Beobachtungen der zweiten und dritten Reise zu einer Gesamtdarstellung der Küste von Oberguinea zusammenfügen, während die erste Reise ausführliche Mitteilungen über Niederguinea bietet.

Oberguinea.

Den nördlichsten Punkt, den Braun an der Westküste betrat, giebt er unter $8\frac{1}{2}^{\circ}$ N. Br. an der Sierra-leoneküste an. Über die Natur des Landes erwähnt er nichts, und in gleicher Weise unterlässt er jede Beschreibung bis hin zur Quaquaküste. Die Gegend, die er nur vom Schiff aus betrachten konnte, schildert er als „ein nicht gar hohes Land / doch sehr lustig anzusehen wegen vieler Wälder / welche oben aus also eben sind, als wären sie mit einer Schäre geebnet und verschnitten worden.“ Der Goldküste giebt er eine Länge von 70 Meilen, er nennt sie ein „bergiges Land, doch nicht gar zu hoch.“ Durch die damaligen, lediglich auf die Küste beschränkten Landkenntnisse ist auch die ungenaue, Braun selbst als ungenügend erscheinende Nachricht vom Hinterlande erklärlich: „zu Sabu, Fantin und anderswo“ wohnen die Goldhändler „dasselben, als an einem lustigen Ort, die Könige ihre Wohnungen haben / und allerlei bei uns unbekannte Gewächs gefunden werden.“ Benin nennt er kurz „ein lustig Land“ und vom heutigen Kamerungebiet schreibt er: „Ambosy ist das höchste Land / so man weit und breit findet. Wird von uns genannt das hohe Land Ambosy, von den Spaniern aber la alta tierra de Ambosy. Ist lieblich.“ Gabun ist ebenfalls „ein lustig Land“ und weiterhin bezeichnet er es „über die Massen gut“ und „mit

schönem, frischem Wasser versehen.“ Das Gebiet um das Kap Lopez gehört ebenfalls zu den „lustigen Ländern,“ es ist „nicht hoch, und mit schönen Wäldern gezieret.“

Über das Klima aller dieser Länder spricht er sich nur sehr allgemein aus, er nennt es ungesund: „daselbst giebt es viel kranker Leut, von wegen der grossen Hitz des Landes.“

Die Tierwelt, die sich ja an und für sich nicht durch grosse Mannigfaltigkeit auszeichnet in den von ihm besuchten Küstenstrichen, kommt bei ihm ebenso kurz weg wie die Pflanzenwelt. Mit Vorliebe spricht Braun immer nur ganz allgemein von „Gewild,“ „Gewächs,“ „Obs,“ aber da, wo er bestimmte Namen nennt, betrifft dies sicher nur Tiere und Pflanzen insofern, als sie für den Handel in Betracht kommen. So berichtet er vom Elefanten, dessen häufiges Auftreten ihm besonders in Sierraleone und Gabun erwähnenswert erscheint. Als wichtigste Pflanze erscheint ihm die Palme. In Sierraleone findet er die „Lemonenbäume so dick in einander, als in unserem Lande die Eichbäume,“ die Früchte seien so zahlreich, dass sie „wie die Eicheln“ aufgelesen werden können. Noch fruchtbarer als dieser Teil, erscheint ihm das übrige Guinea, von dem er Indigo, Reis, Baumwolle und Pfeffer erwähnt. Benin ist ihm „ein Land voll von köstlichen Früchten.“ Wenn er aber mit der Bemerkung, „es wachset kein Wein daselbst,“ sagen will, dass hier die Palme fehle, so ist er im Irrtum; die Bewohner gebrauchten die Palme nur nicht zur Herstellung eines berausenden Getränkes, sondern fabrizierten dasselbe aus einer Wurzel, wie auch Braun angiebt.

Von anderen für den Handel bedeutenden Produkten des Landes erwähnt er natürlich in erster Linie

das Gold, von dessen Gewinnung weiter unten berichtet wird, und die rätselhafte Aggriperle „Accarey / welches die Einwohner für ein Edelgestein halten / wachset im Meer wie die Korallen. Ist anzusehen himmelblau / wann man aber durchsiehet, ist es ganz meergrün,“ die man in Benin eintauschte²²).

Alle diese Bemerkungen über das Land selbst müssen wohl als dürftig bezeichnet werden; aber wir dürfen den Reisebeschreiber dieser Kürze wegen nicht verurteilen. Daraus, dass diese einfachen, aber treffenden Bemerkungen überall im Buche verstreut sind, ersieht man deutlich, dass sich der Reisende doch dem Eindrucke der grossartigen, fremden Natur nicht verschliessen konnte; es sind nicht wohlüberlegte Schilderungen der Landschaft, sondern unwillkürliche Gefühlsäusserungen, die man aber wohl als die allerersten Anfänge einer Naturschilderung auffassen kann. Damit, wie überhaupt mit der Art der Reisebeschreibung Brauns war ein mehr idealer Zug in die Reiselitteratur gekommen. Mit nur ganz wenigen Ausnahmen melden alle Berichte vor unserm Reisenden nur von Handel und von Kampf mit den Feinden desselben. Jetzt treten einzelne Männer auf, die, nicht von Handelsinteressen geleitet, ihr Augenmerk auf die Bewohner der so heiss umstrittenen Länder richteten und diese zum Gegenstand ihrer Darstellung machten. Die nächst höhere Stufe der Reisebeschreibung, die dem Leser auch die Eindrücke der Natur des Landes auf den Beschauer übermittelt, blieb einer spätern Epoche vorbehalten. Unser Reisender aber gehört zu den Bahnbrechern, die das Interesse ihrer Landsleute auf die Menschen der fernen Länder richteten, und wegen dieser tieferen Auffassung der Aufgaben eines Reisenden sind auch seine Mitteilungen über die Bewohner Westafrikas,

über ihre Sitten und Gebräuche von grösstem Interesse und nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

Den Bewohnern des Landes und ihren Lebensgewohnheiten schenkte Braun seine volle Aufmerksamkeit. Die Leute von Sierraleone beschreibt er als „ein gut Volk / sind dankbar / wenn man ihnen auch das geringste verehret. Doch ist ihnen nicht durchaus zu trauen. Denn sie oftmals von den räuberischen Franzosen unter dem Schein des Handels überfallen und beschädigt werden. Diese Leut halten sich wie die Mohren / welche nur 600 Meilen von einander gelegen sind.“ Er scheint sie demnach nicht zu den Negern zu rechnen, zeichneten sich doch auch die hier Wohnenden durch „eine edlere Gesichtsbildung“ aus, es waren „teilweise schöne Neger²³⁾.“ Die Beschneidung, die bei ihnen üblich war, ist kein religiöser Brauch, die Bewohner sind auch nicht Muhamedaner, sondern „haben allerlei teuflische Abgötter, denen sie dienen.“ Ihre Häuser sind wie auf Cap Mount. Nähere Angaben kann man ja auch wohl kaum erwarten, wenn man bedenkt, dass Braun hier nur wenige Tage weilte, erschöpft von den Anstrengungen und Gefahren einer stürmischen Reise.

Von den Bewohnern der Quaquaküste berichtet er, dass sie „gar stark sind.“ Er hebt ihre besondere Gewandtheit im Rudern hervor. Ihr Haar „ist schwarz und gehet bis auf die Füße. Wenn sie es aufbinden um den Kopf / so ist es gleich einem Türkenhut: und flechten weisse „Härlein“ darein / welches wie schöne „bärlin“ anzusehen.“ Die Leute von Accra „sind nicht gross von Leib / aber sehr schnell und geschwind in allen Sachen.“ Die Leute von Ambozes sind nach seiner Meinung „schöne Menschen,“ die Bewohner von Gabun aber ein „tückisch Volk.“ Er misstraut ihnen ebenso

wie alle Seefahrer, die diese Küste besuchten, und glaubt, dass sie „gewisslich Kannibalen oder Menschenfresser gewesen / wie bei ihren vorderen Zähnen zu verspüren / welche gefeilet waren wie eine Säge.“ Auch mit Negern von Kap Lopez vermag er sich nicht zu befreunden. Das Land gefällt ihm „über die Massen gut, hat aber ein sehr wüstes Volk von Geberden. Ihre Angesichter sind heftig mit Schnitten eines Fingers lang zerrissen. Ihr ganzer Leib ist gepicket oder zerstoichen/wie bei uns die köstlichen Kleider zerstoichen sind.“ Diese kunstvolle Tätowierung hält er für „ein Schänden an ihrem Leib“; aber nicht nur dies, sie sind „auch sehr unkeusche und unehrbare Leute.“

Über die Tracht der Eingeborenen lässt er sich ausführlicher vernehmen. An der gesamten Küste findet er Baumwollenstoffe als Bekleidungsmaterial vor, die entweder aus Europa eingeführt oder an der Küste von den Negern selbst gefertigt werden. Nur in besonderen Fällen, etwa als besonderes Prunkstück tritt europäische Leinwand auf in Gestalt eines alten „Leinlachen.“

Die Neger am Cap Mount tragen einen ziemlich komplizierten Anzug aus Baumwollenstoffen. „Gehen bekleidet mit baumwollenen Röcken bis an die Knie. Die Ärmel sind eine Elle weit / welche sie hinter sich auf die Achseln streichen / wenn sie etwas zu handeln haben. Sie tragen auch weite baumwollene Höslein bis an die Knie, aber keinen Hut / ausgenommen etwa einer der Vornehmsten.“ Mit Vorliebe handeln sie rotes Tuch ein, das den Weibern als Schmuck dient, und zwar schneiden sie dasselbe in Riemen, die sie entweder um die Weiche oder den Kopf binden. „Sind gar schamhaftige Leute / beides / Weib und Mann²⁴).“

Ein anderer Brauch herrscht bei den Einwohnern der Quaquaküste, den heutigen Awekwom. Sie fertigen

lange Baumwollstreifen, eine Spanne breit und sechs bis sieben Ellen lang. Fünf oder sechs dieser Streifen nähen sie dann zusammen, so dass ein umfangreiches Tuch entsteht²⁵⁾, welches sie dann als Bekleidung mantelähnlich um ihren Körper schlagen.

Einfacher ist die Bekleidung der Leute von Accra. Ihnen genügt ein kleines „Quaquahy“, das sie dann als Schurz um die Lenden schlagen, „der übrige Leib ist ganz nackend.“ Stattlich sind im Vergleich zu ihnen die Akkaner, die Kaufleute aus dem Hinterlande gekleidet, sie haben „noch ein Kleid über die Achseln für den Mantel.“ Von den Negern der Küste überhaupt berichtet Braun dasselbe wie von den Bewohnern Accras. „Sie gehen nackend daher / bedecken sich doch ein wenig mit einem Tüchlein / als mit einem Niederkleid. Ist aber fast zwölf Ellen lang / das sie um sich schlagen / wie etwa an einem Crucifix gesehen wird. Die Weiber aber sind mehr bedeckt und bekleidet als die Männer²⁶⁾.“ Als Kopfbedeckung tragen die Männer „wunderliche Hüt von Geisenhaut, welche sie nass über eine Form spannen / und wann sie ertrocknet / ist es ein Hut.“

Obwohl die Bewohner Benins nach Brauns Mitteilung sehr geschickt im Anfertigen von Kleidern aus Baumwolle sind / „gehen doch daselbst Jünglinge und Töchter ganz nackend / so lang bis sie einander nehmen.“ Dann erst bekleiden sie sich mit Baumwollzeug; wie aber die Kleidung beschaffen ist, sagt er nicht.

In Gabun verhandelte man Tücher aus Benin. Dies ist die einzige Andeutung, dass die Bewohner Kleidung tragen. Ebenfalls höchst einfach wird die Tracht der Leute am Kap Lopez gewesen sein, da Braun berichtet dass sie ihren gesamten Körper tätowiert haben.

Über die Dorfanlagen der Eingebornen erwähnt Braun nichts. Es lässt sich nur aus seinen Mitteilungen

entnehmen, dass die Dörfer an der Goldküste unmittelbar am Strande angelegt sind, während am Kap Lopez die Ortschaften ungefähr zwei Meilen vom Strande erbaut waren. Wenn die Schiffe anlegten, so wurde den Negeren die Ankunft durch einen Kanonenschuss gemeldet. Daraufhin erschienen die Eingebornen am Ufer, errichteten dort interimistisch Hütten und tauschten ihre Elfenbeinschätze aus. Der Grund der Binnenlage der Dörfer ist die Beschäftigung der Eingeborenen ausschliesslich mit Jagd, während sie an den übrigen Teilen Guineas vorwiegend Ackerbauer, Fischer und Händler waren.

In Cap Mount sind die Hütten der Bewohner durchgängig rund. Sie stehen jedoch nicht direkt auf der Erde, sondern auf einem etwa drei Fuss hohen Unterbau, so dass man in das Innere der Hütte auf einer Treppe gelangt. Der Boden des Hauses ist mit Tierfellen bedeckt, auf denen sie schlafen, wobei sie das Haupt auf kleine Blöcke stützen. Die Hütte selbst ist von Holz errichtet und die Fugen mit Erde verkittet. Bedeckt sind die Häuser mit Palmenblättern. Jedes Haus steht für sich allein.

Anders ist es an der Goldküste. Hier hat jede Familie eine Häusergruppe für sich. Um jede Familienwohnung ist ein lebendiger Zaun gezogen: „Gott der Herr und die Natur hat sie mit solchen dicken geflochtenen Hägen eines Mannes hoch verwahrt / dass man mit keinem Bogen dadurch schiessen kann. Das Gewächs daran ist so zähe / dass es nicht wohl abzubauen. Ist obenaus zu sehen wie ein kleiner Wald. Ihre Pforten sind so eng / dass nur ein Mann hindurch gehen kann, und sie sind so stark / dass es ein Wunder ist. Solche Häge gehen rings um ihre Wohnungen / welche sie Gau nennen.“ Die Häuser selbst sind „sehr

wunderlich und artlich gemacht.“ „Die Wände sind geflochten wie ein Hurt / und mit Erde bestrichen. Das Dach ist von Palmblättern gemacht. Haben keine Fenster / sondern wenn sie Luft oder Heitere haben wollen / sperren sie das Dach auf mit einem Hölzlein, denn es gar leicht ist. Inwendig sind die Wände mit roter Erde angestrichen: der Boden ist auch rot wie Bolus.“ * Die Zahl der Häuser richtet sich, wie Braun weiter berichtet, nach der Anzahl der Frauen; jede Frau hat ihre eigene Hütte, „damit sie einander nicht irren.“ Das Haus des Mannes steht in der Mitte der ganzen Anlage²⁷).

Bedeutend einfacher sind die Hütten in Ambosy. „Ihre Behausung ist gar schlecht von Blättern gemacht / und bedeckt wider den Regen. Sie haben kein Bett / liegen nur auf der Erde / gar wild und arm.“

Die Beschäftigung der Neger ist verschiedener Art. Am Rio Sesters handeln sie Eisen ein, woraus sie dann Armringe und „allerlei Waffen als Pfeile, Hassagey, Messer und andere Sachen“ anfertigen. Dasselbe ist am Kap Lopez der Fall. Die Bewohner von Rio Sesters verstehen sich auch auf Salzbereitung, wozu sie messingene Becken von den Holländern einhandeln. Eine besondere Industrie ist aber an der Quaquaküste und in Benin ausgebildet, die Herstellung von Baumwollentüchern, die den wichtigsten Ausfuhrartikel dieser Länder bilden. Ausgezeichnete Bootbauer sind alle Küstenneger, besonders aber hebt er die Leute der Quaquaküste und von Akkra hervor. Von letzteren berichtet er: „Wann sie auf dem Meer fahren / haben sie Kanoa / sind hohle Bäume / welche sie artlich zubereiten / dass bei 20 oder mehr Mannen darin sitzen können.“ Von den Gabunnegern sagt er: „Sie brauchen für ihre Schiffe (Alamady oder Malungo genannt) lange / ausgehöhlte Bäume / darinnen etwa 70 oder 80 Mann fahren können.“

Abgesehen vom Handwerk der Schmiede, Weber und Bootbauer konzentriert sich die gesammte Thätigkeit der Einwohner auf Gewinnung von Ausfuhrartikeln, also je nach dem Lande auf Gold, Pfeffer und Elfenbein. Während aber die Jägerstämme am Kap Lopez den Ackerbau völlig vernachlässigen, ist derselbe an allen andern Stellen der Küste die wirtschaftliche Grundbedingung der einzelnen Völker.

Den „wunderlichen Ackerbau“ an der Goldküste beschreibt er anders als alle Reisenden. „Was den Ackerbau betrifft / haben sie sehr grossen Vorteil. Denn sie es nicht bauen dürfen / wie es in unserm Lande geschieht: sondern sie hauen nur die Stauden ab / und lassen sie dürr werden. Alsdann zünden sie dieselben an / dadurch das ganze Land gesäubert wird. Darauf es anfängt zu regnen zu gewisser Zeit / welche ihnen durch die Erfahrung bekannt ist. Denn es bei ihnen im Land 3 Monat lang regnet. Wann dann das Land befeuchtet wird / ist solches anstatt eines guten Mists. Wann sie dann säen wollen / machen sie kleine Grüblein / darein sie den Samen werfen und zudecken. Und so es darauf regnet / wachset es in drei Tagen eine Spanne hoch: Alsdann versetzen sie es gar artlich / wächst in drei Wochen eines Manns hoch / also dass sie oft in sieben Wochen Ernte haben. Sie haben dreierlei Frucht. Unser Korn nicht aufgehen will dasselbst aber wie das ihrige. Sie haben in vier Monaten zwei Ernten.“ Die drei verschiedenen Arten der Feldfrüchte nennt er aber nicht, es können nur Mais, Sorghum und Duchn sein²⁸).

Die Brotbereitung steht dem Ackerbau an Einfachheit nicht viel nach. „Sie haben keine Mühlen / sondern die Weiber zerreiben das Korn auf den Steinen / wie man bei uns das Eisen auf den Steinen schleift oder

streichet. Wird gar rein. Wann sie es backen wollen / kochen sie es im Wasser: (dann sie haben keine Oefen), machen einen Teig an sehr dünn mit Wasser. Und wenn er anfängt aufzugehen / so schlagen sie es in ein grün Baumblatt / bindens zu / legens in einen Hafen mit Wasser / lassens einkochen bis es trocken wird wie Brot: Hat aber keinen Rampf. Ist sonst gut zu essen²⁹⁾. Fehlt es ihnen an Korn zur Brotbereitung, so bereiten sie aus Wurzeln Mehl. Das Brot nennen sie dann „Kanky.“ Braun erwähnt gleichzeitig noch eine „Gatung Obst / welche sie auf Kohlen legen / und braten / heissen es Brody. Ist sehr gut für den Bauchlauf.“³⁰⁾

Neben dem Getreidebau wenden die Neger ihre Aufmerksamkeit der Ölpalme zu. Sie bereiten Palmwein, dem Braun in seiner Beschreibung von Loango ein längeres Kapitel widmet; der Palmwein wird zu Markte gebracht, soweit er nicht selbst getrunken wird, und man tauscht ihn gegen Branntwein aus. Der Transport geschieht in Krügen, „welche sechs oder acht Mass halten“ und die zu drei oder vier Stück auf ein Brett gestellt werden, das der Bauer auf dem Kopfe trägt.

Die Hochzeitsgebräuche erfahren bei Braun eine ganz ausführliche Schilderung, ausführlicher als bei allen andern Reisenden. „Sie nehmen nicht nur viel Weiber / sondern auch junge Mädchen von 6 Jahren zur Ehe. Dieselben aber behalten ihre Mütter bei sich / bis sie auf ihre Jahre kommen. Wann dann einer will Hochzeit halten / so nimmt die Braut alle Maidlein mit ihr auf den Platz oder Markt / allda ihr Mann auf sie und ihre Eltern wartet. Und wann die Eltern zusammengekommen sind / so zieren sie sich gar artlich. Der Bräutigam hat einen grossen güldenen Ring um den Hals / und ein weiss Kleid über die Achseln / welches etwa von einem alten Leinlachen ist / so sie von uns

bekommen / und für ein köstlich Gewand halten. Sein Haupt und Haar ist gleicher gestalt mit Gold verzieret. Die Braut hat ganz nichts um den Leib / denn nur ein Band um die Weiche / hat etliche Stück Gold im Haar hängen. Sobald sie aber zum Bräutigam kommt / so zieht er den Ring von seinem Hals ab / und legt denselben an der Braut Hals; das weisse Gewand des Mannes nimmt sie selber und bedeckt sich damit. Hierauf laufen die Maidlein mit der Braut ins Wasser / waschen sie gar wohl auf der schwarzen Haut. Wann dann der Bräutigam etwas vermögend ist / so hält er ein köstliches Bankett und Fest / welches sie Aura Jaba / und auf portugiesisch Die de Vitalgos / das ist einen Adelstag nennen³¹). Findet ein solch „köstliches Bankett“ statt, so wird ein Rind und mehrere Böcke geschlachtet. „Sie essen alles bis an die Haut und Bein. Die Därme essen sie auch / und haltens für das allerbeste am ganzen Rind.“ Als besondere Delikatesse aber gilt ihnen „Hundsfleisch / ob es schon gestorben,“ und „Schafe vertauschen sie deswegen gern um die toten Hunde³².“ Zu diesem Festmahl wird Palmwein in hinreichender Menge getrunken.

Bei weitem einfacher, doch auch durch Festlichkeiten erhöht, findet das Namengeben des Kindes statt. „Sobald eine Mutter des Kindes genesen / rufet der Vater alle Nachbarn zusammen / die legen das Kind auf ein Baumblatt denn sie keine Kissen haben / und trinken über des Kindes Leib / dass der Wein auf dasselbige tropfet. Und sobald es anfängt zu schreien / geben sie ihm einen Namen / je nach dem Geschrei / so das Kind geführet, als Korankin / Quaku / Apeidaba / Jafary. Sehen auch auf den Tag der Geburt³³). Nennen sie etwa auch Bangala / welchen Namen sie gar hoch halten. Wann wir aber zu ihnen gekommen sind / haben

sie ihnen Christennamen gegeben / als Peter / Paul / Johann / etc. Welches ihnen sehr angenehm ist / als wenn sie hoch geehrt würden. Sie geben auch jetzt ihren Kindern allein Christennamen.“

An der Spitze vom Staat steht der König. Er ist der Herrscher des Landes. Jeder Ort hat sein besonderes Oberhaupt³⁴⁾, das den Titel Henna führt. Ihm zur Seite stehen vier „Kapesseur oder Häupter“ als Räte und namentlich als Beisitzer der Gerichtsverhandlungen, die der Dorfhäuptling zu leiten hat. Im Kriege sind diese vier, dem Henna untergeordnet, Anführer der Krieger des Dorfes. Braun hatte Gelegenheit, sie in ihrer friedlichen sowohl, als auch in ihrer kriegerischen Amtsthätigkeit kennen zu lernen.

Die unendlich langen und umständlichen Verhandlungen der Neger, die Palaver, schildert er wie folgt. „In jedem Städtlein ist ein Oberherr (Henna genannt) hat neben ihm vier Kapesseur oder Häupter. Wann sie zusammenkommen / und zu Gericht sitzen / haben sie einen Mantel an von einem Leinlachen / und trägt ein jeder seinen Stuhl an einem Riemen auf der Achsel. Es bringt auch jeder sein Kallapassa oder Trinkgeschirr mit, wie dann auch seinen Schild und Schwert. Den Schild tragen die Knaben mit etlichen Hassagayen / oder Streit- und Werfpfeilen. Sie setzen sich zu Rat vor des Henna Haus / bis er kommt. Alsdann thut man den Fürtrag / und wird streng Gericht gehalten.“

Einige Gesetze, die Braun mittheilt, seien auch hier angeführt³⁵⁾.

Diebstahl der Neger unter einander kommt selten vor, denn sie „bestehlen einander nicht. Wo sie aber uns etwas nehmen können, sparen sie es nicht.“ Der betreffende Gegenstand ist dann auch meist unwiederbringlich verloren. Steht aber ein Neger wegen

Diebstahls vor Gericht, so wird er zum Ersatz des Gestohlenen verurteilt. Vermag er diesen Ersatz nicht zu leisten, so wird er als Sklave verkauft, aber nicht aus seiner Heimat hinweggeführt.

Die Strafen der Schuldner sind strenger. „Wenn einer mehr schuldig ist als er bezahlen kann / so wird er verkauft. Hat aber einer Gegenschulden auf dem Land unter einem andern Herrn / so wartet man / bis einer von solchem Ort kommt. Alsdann nimmt man ihn gefangen, bis der rechte Schuldner kommt. Kommt er aber nicht / so wird der Unschuldige verkauft. Welches dann etwa grosse Kriege unter ihnen verursacht. Die Verkauften kann man nicht mehr lösen / denn sie werden weit in das Land hinein hinweggeführt / dass sie nicht mehr hinauskommen. Und werden auch gezeichnet im Angesicht / dass sie hässlich aussehen.“

„Sonsten ist es bei ihnen Brauch / wenn einer etwas entlehnet, so muss er einen Sohn oder Tochter zum Unterpfand geben / bis das Entlehnte wiederum gegeben wird. Und was der verpfändete Sohn gewinnt in derselbigen Zeit / das ist seines Herren / bis er wiederum gelöst wird.“

„Ein Weib / so sich übersehen / und vom Mann verklagt worden / wird hinweggejagt zu ihren Eltern. Hat sie aber keine Eltern / so behält sie der Mann als Sklavin. Wo aber der Mann sich übersehen / und er vom Weib verklagt wird / so muss er Geldstrafe zahlen. Und wenn das fehlende Weib Kinder hat / mag der Mann ihr die Gunst erzeigen / dass sie ihre Kinder mit sich nimmt. Welches sie dann für eine grosse Gunst halten / denn sie die Kinder über die Massen lieben.“

Während so die gesamte Machtbefugnis in den einzelnen Orten völlig in der Hand der einzelnen Dorfhäuptlinge liegt, lässt sich die Macht des Landes, die

der König selbst in seiner Hand vereinigt, nur ungefähr daraus schätzen, wie gross die Heerhaufen waren, die er ins Feld zu führen vermochte. So berichtet Braun einmal, dass der König von Sabu 800 Krieger „wohl-gewappnet nach More gesandt / und dieselbigen dem General Gubernator angeboten“ zur Unterstützung gegen die Portugiesen. Auch der den Holländern befreundete König von Fantin sandte aus demselben Grunde 200 Mann. Ein ander Mal berichtet Braun von einem Überfall, den der König von Sabu mit 300 Mann gegen das benachbarte Kormenti ausführte. Bei allen diesen Unternehmen der einzelnen Könige gegeneinander beteiligten sich die Europäer, also Holländer und Portugiesen; meist waren diese Kämpfe von ihnen angestiftet, die feindlichen Gebiete wurden überfallen, um den Handel derselben mit dem Hinterlande zu unterbinden und die nach der Küste ziehenden Goldhändler ins eigene Gebiet zu ziehen, in dem es ja momentan ruhig war. So nahmen an dem einen Überfall „30 holländische Musketiere / samt dem Fähnrich Abraham Peterson von Harlem (der sie geführet) teil; mit welchem Volk Abraham grossen Schrecken gemacht.“

Über die Bewaffnung und den Kriegsschmuck entnehmen wir Braun folgendes. Die Krieger „waren auf ihre Weise stattlich gezieret. Hatten zehn Hauptmänner / und ist keiner gezieret gewesen wie der andere. Etliche haben sich mit Asche / so sie nachts gebrannt / gemalet; andere mit roten Strichen; andere mit gelben; andere mit Papageiefedern um den Hals; andere mit Meerkatzenschwänzen um den Leib; andere hatten Menschenkiefer um den Hals hangen. Ihre Gewehre waren schön und sauber geputzt: das schneidende Teil von den Hassagayen war so weiss wie Silber / das Hintertheil aber schwarz. Ihre Hawmesser brauchen sie „lätz“

(verkehrt): was bei uns der Rücken ist / ist bei ihnen die Schneide. Sie wetzen sie gar scharf.“

„Ihre Waffen sind Hassagayen (sind Streit- und Werfpfeil) / welche sie so stracks und grad werfen / als ein Pfeil vom Bogen. Neben diesen haben sie kleine vergiftete Pfeile und Bogen / mit welchen sie sehr schnell schiessen / dass es ein Wunder. Ihr Seitengewehr ist ein grosses krummes Messer / fast wie ein Säbel: ist vornen gar breit und schwer / und hinten gar schmal. Mit solchen Messern thun sie sehr starke Streiche. Sie haben auch Schilde / mit welchen sie den ganzen Leib decken.“

Den Aufbruch zum Kampfe zeigt ein Trommelsignal an. „Wenn dann der Hauptmann die Trommel / so von hohlen Hölzern gemacht / dreimal / schlagen lässt / so ist jedermann auf und gerüstet zum Streit.“ Die Männer des Dorfes sammeln sich um den Dorfhäuptling und die Kabusiers, die „des Königs Hauptleut sind.“ „Die Alten aber und die Weiber bleiben daheim. Denn es muss alles / was streiten kann / in den Krieg. Und allweil die Männer im Streit sind / so machen ihre Weiber daheim grüne Kränze / und tanzen damit / und rufen ihren Gott Fytysi an um Hilfe / so lang / bis sie ein Zeichen sehen / als nämlich Köpfe / die etwa einer von den Vornehmsten heimschickt / die Weiber zu erfreuen.“

Die Krieger „ziehen aber in keiner Ordnung. Denn die Weg so schmal / dass nur ein Mann gehen kann: ziehen deswegen nacheinander wie die Schneegänse. Sobald sie aber auf den Kampfplatz kommen / sind sie sehr geschwind / sich in eine Ordnung zu stellen / je ihrer fünf in ein Glied; und schliessen sich also wohl / dass / welche Schild und Streitpfeil tragen / voranziehen, die Bogenschützen hinten nach. Denn sie schiessen nicht

gerad auf ihre Feinde / sondern in die Höhe. Und wenn sich der Pfeil wieder unter sich wendet / fällt er stracks herab auf den Feind³⁶).“ Gegen Wunden, die ihnen durch vergiftete Pfeile zugefügt werden, helfen sie sich, „dass sie heiss siedend Öl in die Wunden thun / dadurch das Gift gedämpft wird.“

Mit welcher Grausamkeit diese Kämpfe geführt wurden, und dass die Europäer den Negern hierin nicht viel nachstanden, erzählt Braun, der doch nach dem Ton seines Berichtes als ein frommer Mann erscheint, mit der behaglichsten Breite, aus der auch nicht ein Ton des Missfallens oder der Entrüstung spricht. Es tritt uns vielmehr ein gewisser Stolz über die grossartigen Errungenschaften der Europäer entgegen, „vor welchen sich die Schwarzen heftig entsetzen. Denn dieselbigen mit einer Kugel / so in acht Stück gespalten / sechs Mann verwunden können.“ Braun urteilt, befangen von den Anschauungen und Verhältnissen seiner Zeit. Sein langjähriger Aufenthalt in den westafrikanischen Küstengebieten hatte ihn zum Augenzeugen des letzten verzweifelten Kampfes zwischen den Portugiesen und Holländern um die Vormachtstellung werden lassen. Zum Schauplatz dieses Ringens gehörte auch Westafrika, und die einzelnen kleinen Gefechte zur See oder auch am Lande bilden die Glieder einer langen Kette von Ereignissen, die schliesslich Holland den Sieg verliehen. Aus diesem grossen Gesichtspunkt heraus sind auch die unendlich vielen Kämpfe zu verstehen, von denen Braun und alle anderen zu berichten wissen. Vernichtung des Handels des feindlichen Nachbarstammes und der ihn schützenden Europäer war das leitende Motiv der Kämpfe der Küstenvölker unter einander; Kämpfe, an denen die Europäer unbeteiligt blieben, waren zu Brauns Zeit ausgeschlossen.

Als ein typisches Beispiel dieser Gefechte sei der Überfall einer feindlichen Niederlassung mit Brauns eigenen Worten angeführt. Es waren im ganzen 30 Holländer mit 300 Neger, die ausgezogen. „Sonderlich machte sich unser Volk gefasst mit Fussangeln / damit / wenn es sollte fehlen / sie zurück die Fussangeln in den Weg werfen könnten / daran sich die schwarzen Barfüsser verletzen würden / wie dann auch geschehen. Dann alsbald unser Volk auf des Feindes Boden kommen / haben sie denselbigen sicher und sorglos angetroffen. Welcher dann bald erfahren / was die Musketen vermögen. Und hat unser Volk bei Zeiten die Wege wohl besetzt / dass niemand entlaufen könnte. Da sind die 300 Schwarzen so geschwind auf das sichere Völklein gefallen / und haben in zwei Stunden über 300 Menschenköpfe bekommen / darunter mehrtheils Frauen und Kinder waren. Denn die Schwarzen sagen / es sei besser Frauen und Kinder zu erwürgen / denn die Männer. Dann sie sich nicht bald vermehren werden; so möchten / auch sich die Kinder / wann sie zu ihrem Alter kämen rächen.“ Die erbeuteten Köpfe wurden in einen Sack gesteckt, den jeder Neger eigens für diesen Zweck mitnahm, und der als zur Kriegsausrüstung gehörig betrachtet wurde.

Bei der Siegesfeier spielen diese Köpfe eine grosse Rolle. Sie sind die Zeichen der Tapferkeit des Mannes. „Wenn sie aber den Sieg erhalten / fangen sie an / also schrecklich zu singen / dass einem darob grauset. Welches sie so lange treiben / bis sie heimkommen / oder bis sie heiser werden. Wenn sie dann heimkommen / werfen sie die Köpfe wider den Boden / und treten sie mit Füßen / darzu die Weiber auch helfen. Endlich kochet ein jeder seinen Kopf / und thut das Fleisch und Hirn sauber davon. Die Hirnschalen behaltet der Meister.

Den unteren Kiefer behält der Sklave. Hernach tanzen sie in allen Flecken. Die Weiber geben ihnen grosse Verehrung / namentlich Accary oder Goldstücklein / welche sie an ihr Haar hängen zum Zeichen der Viktori. Die Sklaven binden die Kiefer an Säcklein und tanzen damit Tag und Nacht / also lang / bis dass sie nicht mehr reden können; denn sie solches / wie sie sagen / ihrem Gott zu Gefallen thun. Die Hirnschalen behalten sie auch zum Gedächtnis / und trinken daraus an ihren Festtagen / zur Schmach ihrer Feinde³⁷).“

Die Angaben Brauns über die Religion der Neger sind verhältnismässig spärlich, wenn sie auch nicht hinter dem zurückstehen, was andere Reisende seiner Zeit boten. Der Grund dieser unzulänglichen und lückenhaften Angaben ist das Misstrauen der Neger gegen alle Erkundigungen der Europäer, das am besten durch die Antwort charakterisiert wird, die Braun in Cap Mount erhielt: „Denn weil wir mit ihnen nichts zu schaffen haben / sollte ich auch nicht gekommen sein / ihr Thun zu besichtigen und zu verlachen.“

Gerade hier in Cap Mount machte Braun seine ersten Versuche, sich genauer mit dem Leben der Neger vertraut zu machen. Aber er bekam von einem Götzenbilde oder der Verehrung desselben nichts zu sehen³⁸). Den Namen des Fetischs giebt er mit „Schwangy oder Krycry“ an. Der Ort der Verehrung war ein Teil des Waldes, den niemand betreten durfte als allein der König und seine Räte, unter denen wir wohl die Priester zu verstehen haben, die sowohl den König als auch besonders das Volk völlig in ihrer Gewalt hatten, wie Braun an anderer Stelle berichtet. Sie vermitteln den Verkehr zwischen dem Gott und dem Volk, das ihm so oft opfert; „als er es begehrt.“ Den Wunsch, solche Opfer zu empfangen, thut „der böse Geist“ kund durch seine

„gar grausame Stimme.“ Diese „erschreckliche Stimme des Satans“ vernahm Braun auch eines Tages mehrere Male und sah dann, „wie Weib und Kind / auch alle die / so nicht dazu gehören / vor grosser Furcht und Schrecken des bösen Geistes / in ihre Häuser geflohen sind. Nach diesem hab ich gesehen allerlei Speise hinaus tragen / als Reis / allerlei Fleisch / wild und zahm / auch guten Trank.“ Ein Versuch, zu erfahren, wohin dies alles gebracht würde und das Geheimnis ihrer Gottesverehrung zu erkunden, scheiterte gänzlich, und Braun musste zufrieden sein, wenigstens sein Leben aus dem entstandenen Tumult zu retten. Beschwerden und Erkundigungsfragen beim Dorfoberhaupt hatten die oben erwähnte Antwort zur Folge³⁹⁾.

Über die Religion der Neger an der Goldküste berichtet er ganz kurz: „Diese elenden Leut beten den Teufel an.“ Den Dienstag halten sie als Feiertag, „auf welchen Tag sie nicht ins Meer fahren.“ Er berichtet nichts über ihre Götzenbilder und ihre religiösen Handlungen, nur das eine erwähnt er, „wenn sie krank werden / versprechen sie ihm (dem Fetisch) / dass sie kein Fleisch essen / oder keinen Wein trinken wollen.“

Auch über die Fetischpriester, ihre Obliegenheiten und ihre Stellung im Volk geht er mit Stillschweigen hinweg. Wahrscheinlich ist es jedoch, dass er den im folgenden beschriebenen Vorgang irrtümlich auffasst als eine Genugthuung für ein nicht nach Wunsch des Priesters ausgefallenes Hochzeitsfest, während er in Wirklichkeit die Zeremonien, die mit der Ausbildung eines Fetischpriesters verbunden waren, darstellen soll⁴⁰⁾. „Wenn sie nun ihr hochzeitliches Fest verrichtet / gehen sie zum Fytysi / und fragen ihn / ob alles recht geschehen sei. Und wenn da etwas mangelt / das ihm nicht gefällt / so führt er sie mit ihm hinweg / dass man oftmals in

vier Wochen nicht weiss / wo sie hingekommen sind. Wie ich dann selbst gesehen / dass einer weggeführt worden / weil er nicht gehalten / was er verheissen. Denn er dem Fytysi einen Menschen bringen sollte / welchen er aber nicht bekommen können. Und da er wiederum kommen / er nicht hat sagen können / wo er gewesen sei / bis er den Fytysi wiederum versühnet habe. Wenn er nun versühnet ist / zieht alsdann die Mannschaft auf mit ihren Gewehren / aber so erschrecklich / dass / wenn es bei uns würde geschehen / man vermeinen sollte / es seien alle Teufel vorhanden. Diesen Aufzug oder Umzug / wie ein Fest / halten sie darum / damit sie und ihre Kinder geadelt und gefreiet werden / dass sie niemand kaufen darf als Sklaven oder leib-eigene Knechte⁴¹⁾.

Benin erregte Brauns Ärgernis am meisten, „denn kein Land ist so abgöttisch / als dieses.“ Er findet hier Menschenopfer, und um immer die nötigen Sklaven zu diesem Zwecke zu haben, unternimmt der König von Benin oft Kriegszüge in die benachbarten Länder. „Welcher dann einen Teil derselbigen an einem grossen Festtage dem Teufel zu Ehren und Gefallen aufopfert. Wird also ein gross Blutvergiessen / dass es ein Schrecken ist / aber dem Teufel / als einem Mörder / eine grosse Freude.“⁴²⁾

Der Handel mit den Eingebornen ist der Teil seiner Reisebeschreibung, über den er die erschöpfendsten Mitteilungen machen konnte, da er hier überall am besten in den Stand gesetzt war, zu beobachten. Er beschränkt sich nicht nur darauf, allgemeine Mitteilungen über grössere Gebiete zu geben, wie er es in den vorhergehenden Abschnitten that, sondern berichtet von jedem Ort, den sein Schiff besuchte, die charakteristische Art und Weise der Eingebornen, mit den Europäern zu verkehren. Eins

tritt uns aus allen Mitteilungen entgegen, das entschiedene Misstrauen der Neger gegen die Weissen, das keineswegs der Berechtigung entbehrte. An der Hand der Berichte aus verschiedenen Zeitabschnitten kann man genau verfolgen, wie das Misstrauen nicht nur nicht abnahm, sondern sich immer stärker entwickelte. Gerade bei der Beschreibung, die holländische Reisende über den Verkehr ihrer Kauffahrer mit den Negern geben, kann man die wachsenden Unzuträglichkeiten vorzüglich beobachten.

Die Neger der Quaquaküste hielten sich nach Brauns Mitteilung insofern abgeschlossen von den Europäern, als keiner von dem Schiffsvolk den Strand betreten durfte, „denn sie gar barbarisch sind, kein fremd Volk in ihrem Lande leiden.“ Es sei dies jedoch nicht immer so gewesen, sondern erst seit sich die Europäer auch hier mit Sklavenraub beschäftigten. Ob dies der Grund der Zurückgezogenheit der Neger war, oder ob, was wahrscheinlicher ist, die starke Brandung die Europäer abhielt, an das Land zu gehen, lässt sich kaum entscheiden. Vor allem spricht gegen Brauns Grund, der Ruf der Leute, mit dem sie die ankommenden Schiffe zu begrüßen pflegten, und wonach die Küste den Namen bekam, denn „Quaqua, quaqua“ bedeutet nach übereinstimmenden Mitteilungen vieler Reisenden „willkommen, willkommen!“⁴³⁾ Die weissen Kaufleute konnten auch die Weberzeugnisse dieser Neger gar nicht entbehren, da dieselben für den Handel an der Goldküste unentbehrlich waren. „Ihr Handel ist Gold, Elfenbein und Kleidlein von Baumwolle / welche Waren wir Quaquaen zu nennen pflegen.“ Man tauscht sie ein gegen Eisenstäbe, messingene Armringe, Glas und Korallen. Sie bringen ihre Waren an das Schiff, „wann sie dann auf dem Meer kommen mit Waren zu handeln / machen

sie ein kleines Floss von drei oder vier Hölzern / welches ihre Schiffe sind. Und fahren von Land auf das Meer / welches so grosse Wellen giebt / dass sich zu verwundern / wie diese Leute hindurch kommen können.“

Hat sich auf diese Weise das Schiff mit den nötigen Baumwollenstoffen für die Goldküste versorgt, so sucht man diese selbst auf. Einer der bedeutendsten Plätze für den Goldhandel ist Accra, und da Brauns Schiff längere Zeit hier weilte, so sind seine Mitteilungen auch dementsprechend ausgiebig. Hier wird nur Gold in den Handel gebracht. Wohl wird auch Gold in den Küstengebieten gefunden und in den Handel gebracht, aber die Menge desselben war zu unbedeutend, und vor allem war jedenfalls dem Küstenneger die Arbeit der Gewinnung zu mühsam, als „dass es die Unkosten eines Schiffes ertragen könnte.“ Das Gold, das in den Handel kam, wurde aus dem Binnenlande nach der Küste befördert⁴⁴). Zwei Volksstämme, die Abrambuer und die Accanisten transportieren es zur Küste. Der Ort, an dem sie es einhandeln, ist auch Braun unbekannt, er berichtet nur, dass zwischen den Accanisten und den Goldlieferanten ein stummer Tauschhandel herrsche. „Und wenn sonderlich die Accanisten auf die Imballah oder Frontieren ins Land kommen / darf keiner weiter in das Land hineinfahren / sondern sie schicken einen Mann desselbigen Landes zum König / dem sie anzeigen lassen / dass sie mit ihm handeln wollen mit Waren und Gold. Der König nun lässt das Gold auf ein grosses Feld tragen. Dasselbst stehet eine Hütte / in welcher die Waren sind / bis die Imballyen oder Frontierleut kommen / welche die Waren hinwegtragen / und legen das Gold in kleine Behälter dagegen. Wann dann sie hinweg sind / so kommen die Accanisten / und nehmen das Gold / ziehen wiederum heim. Also dass die Accanisten ihre Kauf-

leute nicht sehen / so ihnen das Gold für die Waren geben.“ Braun fügt noch erstaunt hinzu: „Ist ein gross Wunder / dass kein Teil den andern betrügt.“ Die Berechtigung zu einem solchen Ausruf kann man ihm aber durchaus nicht absprechen, denn an der Küste war die Kunst, einander zu übervorteilen, auf einer sehr hohen Stufe angelangt. Goldverfälschungen seitens der Eingebornen, Gewaltthaten und minderwertige Waare auf Seiten der Europäer, falsches Gewicht auf beiden Seiten und derartige Kniffe mehr, waren an der Tagesordnung. Lassen wir aber Braun ein solches Handelsgeschäft selbst erzählen.

„Die Accanisten kommen sehr stattlich auf ihre Weise mit 150 oder mehr Sklaven. Das Gold / so sie daher bringen / ist in kleine Häutlein gebunden / welches ihr Gewicht ist. Sie können keine andere Sprache als accanisch / darum brauchen sie die von Accara als ihre Dolmetscher. Wann sie aber an die Schiffe kommen / werden sie gemeinlich krank. Denn sie nicht starker Natur sind / und des Meeres Ungewitter nicht gewöhnt: müssen derhalben bald wieder an das Land fahren / und den Accarern den Handel vertrauen. Welche es dann machen / wie sie wollen. Wenn sie dann die gehandelten Waren an das Land bringen / mit denen die Accanisten nicht zufrieden wären / so fahren sie wiederum in die Schiffe und holen ein wenig Branntwein / welchen sie über die Massen gern trinken / schweigen bald und geben sich zufrieden.“ Wenn nun aber der accanische Händler nicht seekrank wurde, dann mussten die Holländer auf der Hut sein vor der Schlaueit dieser Leute, denn „sie können auch die Fremden artlich betrügen, denn sie brauchen zweierlei Gewicht: wenn sie einkaufen brauchen sie das schwerste Gewicht / und verkaufen beim geringeren,“ sie können auch das Gold „artlich verfälschen.“ Da

aber Braun selbst eingesteht, dass „diese Accanisten sind vor etlichen Jahren aufrichtige Leute gewesen,“ so lässt sich auch vermuten, wer ihr Talent im Betrügen unabsichtlich ausgebildet hat. „Wenn man aber auf den Betrug kommt / werden sie von unserm Profoss übel geschlagen / und wird alles Preiss gemacht / was sie bei ihnen haben. Wenn sie dann wiederum kommen / bitten sie auf eine seltsame Weise um Verzeihung. Denn sie fallen auf das eine Knie / und greifen mit beiden Händen den Fuss des Kaufmanns / und wischen die Sohlen auf ihrem Kopf über das Angesicht und Brust herab. Alsdann giebt der Kaufmann ihnen gemeinlich ein wenig Branntwein mit Wasser gemischt. Welches das Zeichen der Versöhnung ist⁴⁵⁾.“

Für das Gold handeln die Neger an der Goldküste vorzüglich Baumwollentücher, Eisen, Kupfer, Messingbecken, Messer und Glaskorallen ein. Welchen Reichtum das Land an Gold barg, ersieht man ungefähr aus Brauns Bemerkung, die wohl kaum zu hoch gegriffen ist: „Die Holländer haben jährlich bei 3000 Pfund Gold daraus bekommen / ohne das / was die Spanier davon gebracht.“

Diese Sucht nach Gold erscheint aber Braun als etwas Sündhaftes, das bestraft werden müsse. „Also regieren auch daselbst sonderbare Leibeskrankheiten und Suchten. Und ist sich zu verwundern / dass sich die Krankheit nicht weiter erstreckt / als das Goldland. Da giebt es allerlei Febres / nicht zu erzählen / den Blutgang / gross Hauptwehe / und das von wegen der bösen untemperierten Luft. Es wachsen den Leuten giftige Würm in dem Fleisch hin und wieder an Armen und Beinen / ja an dem ganzen Leib / ausgenommen die Augen und die Zunge.“ Er beschreibt den Verlauf und die Heilung einer solchen Krankheit, des Guineawurms;

er giebt Gründe an, aus denen man diese Plage herzu-
leiten suchte und meint schliesslich, sie käme „von der
bösen und feuchten Luft.“ Diese Ursache scheint ihm
aber selbst nicht recht einleuchtend, denn er setzt hinzu:
„sind aber zweifelsohn eine sonderbare Strafe Gottes.“

Die ganze Sklavenküste war vom Verkehr abge-
schlossen, erst in Benin pflegte man anzulegen, um
Pfeffer und Baumwolle einzutauschen. Auch Ambosy
liefert einen, vielleicht den wertvollsten Tauschartikel,
das schon oben erwähnte Accary. Die Holländer be-
kommen es billig, sie geben „weisse Hörnlein und Schnack-
lein dafür / damit die Rosszäune geziert werden.“ Von den
Eingebornen wird dieses Muschelgeld „Abuy“ genannt.

In Ambosy erwähnt Braun auch das einzige Mal
den Sklavenhandel, der namentlich an den Küsten der
Bai von Biafra blühte. „Sie haben auch viel Menschen
feil / welche sie von ihren Feinden auf dem Raub von
Jungen und Alten bekommen / und um Gold oder um
spanischen Wein / 3 oder 4 Massen / oder auch um
zwei oder drei Hände voll Abuy verkaufen. Solche ver-
kaufte Menschen werden etwa tausend Meilen hinweg
geführt / und wiederum verkauft, da etwa einer 100
Dukaten gilt. Es ist ein braunschwarz Volk / aber
schön von Gestalt.“ Obwohl aber der Sklavenhandel
für die holländischen Schiffe von den Generalstaaten ver-
boten war, kaufte man dennoch für ein Fässchen spa-
nischen Wein „vier überaus schöne junge Knaben,“ die
man dem Kaufmann des Schiffes zum Geschenk machte.

In Gabun und Kap Lopez beehrten die Einwohner
für das Elfenbein, das sie in grosser Menge lieferten,
vor allem Eisen. Von Brauns Schiff suchten sie eine
Kanone mit Munition und einen Sachverständigen dazu
einzuhandeln, was ihnen aber nicht gelang, „weil es eben-
soviel wäre gewesen / als sollten wir einem andern ein

Messer in die Hand geben / damit er uns erstechen soll“ ⁴⁶). Der Handel wurde sehr vorsichtig getrieben, die Europäer gingen nicht ans Land, die Eingebornen kamen ans Schiff, und je vierzig Mann durften das Deck betreten.

War es den Schiffen nicht gelungen, auf der Fahrt an der Goldküste volle Ladung zu erhalten, so legte man auf der Rückreise über Kap Lopez nochmals in Cap Mount an. Man handelte hier vor allem Pfeffer, Reis und Elfenbein ein. Den Handel an der Pfefferküste schildert Braun wie folgt: „Wir haben ihnen einen grossen Zuber dargestellt / welchen sie zweimal mit Pfeffer gefüllt / und bei 280 Pfund gewogen. Dagegen wir ihnen einen Stab Eisen gegeben. Für den Reis begehrten sie nicht anders / denn gläserne Korallen ihren Weibern zu kramen / weil der Reis der Weiber Ware ist / der Malagetta aber der Mannen!“

Es ergibt sich aus Brauns Darstellung, dass der Handel an der Goldküste am einträglichsten und deshalb auch grösser war, als an den übrigen Teilen der Küste. Elfenbein brachte man überall in den Handel, das meiste lieferten jedoch die Zahnküste und Gabun. Pfeffer, sowohl den von Benin, als auch den der Pfefferküste, benutzte man ebenso wie den Reis eigentlich nur zur Vervollständigung der Ladung. Der Sklavenhandel, den Engländer und Portugiesen bereits schwunghaft betrieben, war den Holländern noch nicht gestattet; man kann — abgesehen von den verheimlichten Sklavenfahrten — eigentlich erst das Jahr 1621 als den Anfang des niederländischen Sklavenhandels bezeichnen. Aber auch ohne Sklavenhandel konnte man mit geringen Mitteln Reichtümer gewinnen, und Braun berichtet, dass sein Schiff auf der zweiten Reise eine Ladung an Gold, Elfenbein und Pfeffer im Werte von 10 Tonnen Gold gehabt habe.

Niederguinea.

Die Mitteilungen Brauns, die im folgenden wiedergegeben werden, betreffen die nur wenig besuchte Küste von Niederguinea. Sie sind nicht nur deshalb von Interesse, weil die Nachrichten über den Küstenstreifen von Kap Lopez an bis zum Kongo überhaupt nur spärlich waren, ehe erst in diesem Jahrhundert umfassendere Berichte von Reisenden veröffentlicht wurden, die diese Gegenden besuchten, sie sind vielmehr darum von ausserordentlicher Bedeutung, weil es die ersten ausführlichen Nachrichten sind, die über die Loangoküste überhaupt veröffentlicht wurden. Die sich daran anschliessenden kürzeren Angaben, die Braun über das Königreich Kongo macht, berichten im Grunde nichts Neues, wengleich auch ihnen der Vorzug der Originalität nicht abgesprochen werden kann.

Den ersten Ort, den er an der Loangoküste betrat, bezeichnet Braun als das Königreich Majumba. Er schildert es als ein thälerreiches Land, voller Wälder und Gestrüpp. Ackerbau fand Braun nicht vor, die Einwohner „säen nichts und haben doch wohl zu essen“. Der Wildreichtum der Gegend hat sie zur Jagd erzogen, der sie mit ihren Wurfspeeren obliegen. Das Fleisch der erlegten Tiere, namentlich das der zahlreichen Büffel, dörren sie. Als pflanzliche Nahrung dient diesem Jägervolk eine Art Brot, das sie aus der zu Mehl zerriebenen Kassavewurzel zubereiten. „Bei ihnen wachsen Wurzeln so gross / als eines Mannes Bein am dicksten / welche Wurzeln sie Kasavy nennen / stampfen dieselbige und dörren sie an der Sonne / werden so weiss als das beste Mehl. Wenn man den Saft von dieser noch grünen Wurzel / welchen sie wunderbarlich auspressen / trinket / so ist er tödlich / dass ihm kein Gift mag verglichen werden.

Aber gedörnt ist es ihr Brot und ist ganz süß.“ Ausserdem haben sie noch „sehr gutes und viel Obst / allein es ist alles wild Gewächs“.

Die Einwohner gehen völlig unbekleidet; nur wenn sie in den Kampf oder auf die Jagd ziehen, legen sie einen spannenbreiten Streifen von Büffelleder um die Lende, „denn sie sonst keinen andern Harnisch haben, als diese sehr dicke Haut“. Die Wohnungen sind von „Reiswerk zusammengeflochten / so leicht und schlecht / dass man sie trägt / wohin man will. Ihr Nachtlager haben sie auf der Erden / welche gar sandig ist. Und ist sich höchlichst zu verwundern / dass diese Leute noch dazu so stark sind“.

Von der Religion dieser Neger bemerkt er weiter nichts, als dass sie übereinstimme mit dem Glauben der Bewohner der eigentlichen Loangoküste.

Wenn Schiffe hier anlegten, so pflegten sie es nur zu thun, um Rotholz einzutauschen, das man nach dem Kongo weiter verhandelte. Für dieses „rot Holz / bei ihnen Dakulo genannt / ist dem roten Sandel gleich bekommen sie rot / blau / und gelb schlecht Tuch: beläuft sich eine Elle in Holland etwa neun Batzen / dafür sie oft zwei Centner Dakulo geben. Sonst haben sie nichts zu handeln“⁴⁷⁾.

Die Beschreibung, die Braun von der eigentlichen Loangoküste liefert, sei hier aus den schon oben erwähnten Gründen in möglichster Vollständigkeit angegeben. Es war hier überhaupt schwer, im Lande selbst nähere Beobachtungen anzustellen, und die umständlichen Empfangszeremonien beweisen zur Genüge, wie wenig das Land von Fremden besucht wurde, denn überall da, wo europäische Händler oft hinkamen, wie in Nordguinea oder in Kongo wusste man nichts von dieser den Verkehr erschwerenden Sitte. Selbst bei Brauns Kapitän,

der doch schon mehrmals hier gewesen war, ging man von dem gewohnten Brauche nicht ab. „Endlich sind wir in Porto vor Bansa Loango angekommen / da etliche schwarze Fischer zu uns in das Schiff kommen. Denn sie unsern Patron gar wohl gekannt / als welcher vor diesem mehrmals daselbst gewesen. Dieselbigen haben uns auf ihre Weise mit wunderlichen Gebärden auf den Knien / mit Zusammenschlagen der Hände heissen willkommen sein / und gesagt / Sacarella, Sacarella: das ist / Es freuet uns / es freuet uns / dass ihr kommen seid. Da ist unser Patron allein an das Land gefahren mit den Fischern / die ihn haben bis an des Königs Hof begleitet / welcher ungefähr zwei Stunden vom Meere liegt. Denn es mag niemand ans Land kommen / es kommen denn ein Schwarzer oder Einwohner mit. Alsdann fragen sie erst den Magchüssy / das ist / den Teufel / davon drunten mehr gesagt wird / ob sie sollen trauen / ob wir Angekommenen ihren Schaden begehren oder nicht? Welches ihnen auch der Magchüssy offenbaret nachdem er / als ihr Herr / welchem sie mit Leib und Seele zugethan sind / und dienen / mit dem angekommenen Volk zu handeln erlaubt hat. Darauf so giebt auch der König des Landes uns und anderen / Freiheit an das Land zu kommen / dass wir mit seinem Volk nach ihrem Brauch handeln mögen. Doch muss der Comes aus dem Schiff / dem Könige eine Verehrung thun / wie wir / mit seinem Volk nach ihrem Brauch handeln mögen / denn auch ihm zwei Pfauen / zwei weisse Hündlein / und eine holländische Trommel verehrt haben. Welches man in des Königshof für ein solch stattlich Präsent gehalten als wenn einem grossen Herrn viel tausend Dukaten verehrt wären worden. Denn sie nie keine Pfauen / noch weisse Hunde / oder holländische Trommeln gesehen. Sind also wohl und freundlich von den Einwohnern empfangen und gehalten worden.“

Dem Reisenden war damit vollauf Gelegenheit geboten / sich das Land und seine Bewohner anzusehen. Braun schildert das Königreich Loango als ein „hoch-eben Land“, dessen Fruchtbarkeit er ganz besonders hervorhebt. „In Bansa Loango ist das Land ringsunher wie ein Paradies“, „es ist das beste Land an Gewächs“, „es trägt sonder schön Obst / giebt viel Honig / den man in den Wäldern findet.“ Derartige Bemerkungen, deren Zahl sich noch vermehren liesse, geben beredtes Zeugnis von dem lebhaften Eindruck, den die Tropenflora auf ihn machte, und sie beweisen, dass er keineswegs unempfänglich für die Schönheiten der Natur war.

Nach diesen Bemerkungen allgemeiner Art über das Land befasst er sich eingehend mit einer Beschreibung der Bewohner desselben, ihrer Sitten und Gebräuche. Sowohl Männer als Frauen bezeichnet er als grosse, kräftige Gestalten. Die Kleidung derselben besteht lediglich aus selbstgefertigten Pflanzenfaserstoffen⁴⁸). Sie besteht bei den Männern aus einem Schurz, der von den Hüften bis zu den Füßen reicht; die Frauen tragen dasselbe Kleidungsstück, das bei ihnen den Körper nur von den Hüften bis zu den Knien bedeckt. Der Oberkörper ist unbekleidet. Den Kopf bedecken die Männer mit einem kunstreich geflochtenen Häubchen. Die Frauen tragen keine Kopfbedeckung, sondern binden ihr Haar zusammen, „dass es sich artlich ausspizet“; die grösste Zierde des weiblichen Geschlechtes ist, „wenn sie Korallen an Armen und Beinen so viel und so schwer tragen / welches mir in die Länge zu tragen nicht möglich wäre“.

Über Hochzeitsgebräuche schreibt Braun nichts; da wir auch bei Battel darüber nichts finden, so ist anzunehmen, dass die Ehen ohne jede Zeremonie geschlossen

wurden. Auch die Stellung der Frau unterscheidet sich in nichts von der herrschenden Gewohnheit an den anderen Orten der Guineaküste; die Frau ist die Dienerin des Mannes, sie wird nicht anders gehalten, „denn wie in Spanien und anderswo die Sklaven“. Je mehr Frauen, desto grösser auch der Reichtum des Mannes, „denn weil sie keinen Reichtum haben an Gold oder Geld / so dienen ihnen die Weiber dergestalten Hab und Gut zu erlangen / dass etliche acht oder zwölf / etliche zwanzig oder mehr Weiber nehmen“. Die Hauptarbeit, der Ackerbau, ist die Pflicht der Frauen. Da man „weder Ochsen noch Ross zum Feldbau hat“, so ist die Arbeit trotz der geringen Anforderungen, die der Boden stellt, doch nicht so mühelos, wie es scheinen sollte. Das einzige Feldgerät ist die Hacke mit langem Stiel, mit welcher der Boden gelockert wird. Wenn die Weiber „auf das Feld gehen / so binden sie ihre Kinder auf den Rücken / welche dann / alldieweil die Mütter arbeiten / so wohl und sanft auf den Rücken der Mutter schlafen / als bei uns die Kinder in den Wagen / denn sie haben keine Wagen / und wenn sie müde sind / so legen sie die Kinder auf die Erde auf ein Blatt von einem Baum / welche Blätter sie auch zu einem Schirm wider den Regen brauchen / und auf den Kopf legen. Hierzwischen arbeiten sie immerfort / und bauen die Felder auf solche Weise: sie machen Furchen eines Knies tief / und wenn sie säen / so stopfen sie den Samen mit dem Finger in die Erde“. In der Zeit von vier Monaten finden zwei Ernten statt.

Die Beschäftigung der Männer ist mannigfaltiger, und wenn Braun an einer Stelle sagt: „Die Männer aber pflanzen nur die Weinbäume / und sammeln des Morgens und Abends den Wein von den Bäumen / die übrige Zeit spielen sie und trinken“, so kann dies nur auf einen

Teil der Bewohner Bezug haben, denn an anderer Stelle hebt er den Fleiss der Neger ganz besonders hervor. Er sagt, es gebe keine Bettler, denn jeder, der sich seinen Unterhalt verdienen kann, müsse eine Arbeit verrichten, und sei es, dass er den Blasbalg der Schmiede ziehe. Neben dem Handwerk der Schmiede erwähnt er noch zwei andere, das der Geld- und das der Kleidermacher.

Unter dem Geld sind die Kupferringe zu verstehen, die besonders als Tauschobjekte gegen europäische Waren dienen. „Das Kupfer kommt weit aus dem Lande / welches sie finden ohne Mühe; dann verschmelzen sie es / und machen Ringe daraus / etwa von 1, 2, 3 oder 4 Pfunden schwer.“

„Weiteres machen sie ihre Kleider dergestalten aus Blättern / dass sie die Haut / welche fast eben wie der Flachs / vom Stengel abziehen. Welche abgestreifte Haut sie artlich und wunderlich wissen zu rüsten. Dann sie machen zweierlei daraus / nemlich aus dem reinsten die Kleidung / und allerlei sehr kunstreich von schönen Figuren und Bildwerk gestrickte und geflochtene Häublein / so nur für die Männer / und Kinder des Königs gemacht werden.“ Die Pflanzenfaserstoffe schildert Braun als „so schön und glänzend / dass man es für den köstlichsten Sammet ansiehet.“

Den vielseitigen Nutzen der Palme schildert Braun in einem längeren Abschnitte. Seine höchste Bewunderung erringt sich dieser Baum dadurch, dass er den Palmwein liefert. „Denn dieser Saft ist so lieblich / dass ihm auch wohl der köstlichste Wein nicht mag verglichen werden. Muss aber frisch getrunken werden / denn über zwei Tage er zu Essig wird / wenn er aber wiederum gesotten wird / bekommt er seine Süssigkeit wiederum so gut / als zuvor: machet fröhlich und stark /

und bringet kein Wehthun im Haupt / wie andere Weine / wie ich dann selbst erfahren und davon zeugen darf / denn ich desselbigen Weins vielmals genug getrunken.“ Die Neger nennen den Palmwein Malafa⁴⁹). Über die Gewinnung dieses Weines und den weitem Nutzen der Palme schreibt er: „Derselbige Trank wird gesammelt von Bäumen / welche so hoch sind als ziemliche Tannen / werden von den Schwarzen mit solch wunderlicher Behendigkeit erstiegen / als wenn eine Katze auf- und abliefe. Diese Bäume werden gepflanzt wie die Reben. Da dann alle Jahr die untersten Äste abgehauen werden / doch dergestalten / dass man auf den vermaserten Knorren hinaufsteigen / und den Saft oben herab aus den in die Bäume eingesteckten Röhrlein oder Kännelein sammeln kann: welcher Saft in angehängte Häfelein alle Jahr neun Monat lang fließt. Sonst neben diesem überaus köstlichen Saft bringen diese Bäume im dritten Jahr eine Traube eines Armes lang / und so gross / dass ein starker Mann daran genug zu tragen hat. Die Beeren sind goldgelb / einer Nuss gross / die Hülsen stampft man / und wird ein Öl daraus / welches wir Öl de Palma nennen / sie aber nennen es Masa⁵⁰). Die Kerne von diesen Beeren sind den Parillenkernen oder Haselnüssen zu vergleichen / werden zerrieben zu einem Mehl / daraus sie Brot machen. Den Blättern dieses Baumes ziehen sie die Haut ab / flechten dieselben so artig untereinander / als wenn es ein köstlich gewirkt oder gestickt Teppich oder Gewand wäre / und zieren damit die Wände ihrer Wohnung: welche Wände sie mit den abgehauenen Ästen / so von Natur also glatt und grad / als wären sie insonderheit mit Kunst dazu bereitet worden / pflegen zu verleisten und verzieren.“

Die Tierwelt des Landes findet nur insofern Erwähnung, als er angiebt, dass die Bewohner sich theils

mit Fischfang — wenn sie am Strande wohnen — teils mit der Jagd auf „allerlei Gewild“, das sie zahlreich mit ihren Pfeilen erlegen, beschäftigen. Mit besonderem Eifer, weil für ihren Handel von Bedeutung, liegen sie der Jagd auf den Elefanten ob. Sie fangen das Tier in Gruben, welche sie auf den Wegen anlegen, die der Elefant regelmässig nach der Tränke benutzt. Ausser dem Elfenbein wissen sie noch den Schwanz des Tieres zu verwenden, denn er wird „weit und breit in andere Länder verkauft / daraus Halsbänder / Fliegenwedel gemacht werden. Die Haare am selbigen sind so dick / als gemeiner Eisendraht / aus welchem Haar sie die schönsten Körblein machen / dergleichen kaum in der Welt zu finden“.

Nach Brauns Mitteilungen zerfällt das ganze Land in sechs Provinzen, deren jede von einem „Unterkönige“, der aus dem Geschlecht des Königs stammt, beherrscht wird. Das gemeinsame Oberhaupt ist der König, der in Bansa Loango residiert. Er führt den Titel Manna. Von seinen 360 Frauen ist eine die vornehmste, und nur ihre Söhne sind erbberechtig. Die Söhne der andern Frauen gehören dem Adel an, werden mit einflussreichen Ämtern bedacht und dürfen den Titel Manna führen. Bleibt aber die Ehe des Königs mit seiner ersten Frau kinderlos, so gilt der Sohn der Schwester des Königs für den Thronfolger. Ist auch kein Neffe vorhanden, um den Thron zu beanspruchen, so hält sich jeder der zahlreichen Verwandten des Königs für erbberechtig, und der Reichste und Mächtigste geht aus dem Erbfolgekriege als Sieger und Herrscher hervor ⁵¹).

Der Stand der Edelleute ist ausserordentlich zahlreich, „von wegen dass der König so viel Frauen hat“. „Sind aber über die Massen hoffärtig und prächtig in

der Kleidung auf ihre Weise: sonderlich in des Königs Hof / da sie alle Tag zusammenkommen / und mit sonderbarer Gravität daher treten. Einem jedem unter ihnen pflegen gemeinlich drei oder vier Pagen oder Jungen / die sie Malachy nennen / vorzugehen mit einem grossen Tuch / wie ein Teppich gemacht / und neben ihm zu beiden Seiten tragen ihrer zwei Weher / damit sie ihrem Herrn wehen oder Luft machen. Die Sklaven folgen ihm auf dem Fuss / tragen etwa drei oder vier Kalabassa mit Wein / also werden ihre Trinkkannen oder Geschirr genannt / welche also wachsen / auswendig schön gelb als Gold / inwendig schön weiss wie Silber.“

In dieser Weise ziehen die einzelnen Edelleute nach dem Hof des Königs, wo sie sich zu einem Palaver versammeln. Der König kommt aber nur ausserordentlich selten zu diesen Zusammenkünften. Der Verlauf einer solchen Versammlung ist durch ein gewisses Zeremoniell geregelt. „Wenn sie dann zu des Königs Hof kommen / breiten sie das Tuch vor dem Hof auf die Erden / und sitzt der Vornehmste unter ihnen in der Mitte / die Sklaven aber und Knechte rings herum. Also kommen oft zweihundert oder mehr vom Adel / etwa mit Sklaven oder Knechten dreitausend Mann zusammen. Ist alles wacker tapfer Volk / welches sich sehr wunderlich in Possen weiss zu schicken. Wann sie aber mit einander essen / sitzen sie auf keinen Stühlen / sondern auf der Erde wie die Wannenmacher mit den Beinen über einander. Und indem sie so mit einander reden / so geben die Jungen oder Diener ihren Herrn einem jeden insonderheit einen Trunk Kallabassa.“

Eine besondere Feierlichkeit erhält eine solche Versammlung durch die Anwesenheit des Herrschers, der im Laufe eines Jahres nur einige Male daran teilnimmt. „Alsdann giebt er einem jeden Audienz / und sitzt wie

die andern / allein mit seinem Manna Magchüssy“, dem Oberpriester, der gleichzeitig dafür zu sorgen hat, dass dem Könige, der göttliche Ehre geniesst, auch die nötige Ehrfurcht entgegengebracht wird. Denn jedesmal, wenn der König trinkt / „fallen sie auf das Angesicht nieder / bis er getrunken hat / alsdann richten sie sich wiederum auf / und schlagen die Hände zusammen / sprechend auf ihre Weise: „Sackarella / Sackarella Manna Loango“ / das ist / es freuet uns der König von Loango“. Jeder, der den König trinken sieht, wird mit dem Tode bestraft, und sei es des Königs eigenes Kind, das sterben müsste. Braun berichtet als Augenzeuge einen solchen Fall, indem des Königs neunjähriges Kind, „als es von der Erde aufgestanden / und seinem Vater dem König / vielleicht aus Liebe an den Arm gefallen / und ihn gesehen trinken“, aus diesem Grunde getötet wurde⁵²⁾.

Wenn dann die Nacht über der Zusammenkunft hereinbricht; „kommen des Königs Kriegsleute mit Trommeln und Hörnern / welches ein gross Getöse und Tumult giebt“.

Über Kriegführung der Neger von Loango erwähnt Braun nichts, er teilt aber ihre verschiedenen Waffen mit. Es sind dies Speere, Pfeil und Bogen und Wurfmesser. Diese beschreibt er als „Messer / welche den breiten Schuhmachermessern zu vergleichen“, mit denen sie „dem Feind seinen Kopf mit Werfen von einander spalten“. Nach ihren Waffen, die sie hauptsächlich führen, erhalten die Edelleute oft ihre Namen, z. B. „Manna Gangala / Manna Belle / etc. Gangala heisst langer Pfeil / Belle ein Messer“.

Auch der Handel findet nur kurz Erwähnung. Ausgeführt werden vor allem Elfenbein und Kupfer; eingetauscht werden dafür Eisen, wollene Tücher, gläserne Korallen. Der Handel war nicht von hoher Bedeutung,

da Loango wegen der zurücktretenden Küste eigentlich ausserhalb der grossen Handelsstrassen lag.

Über die Religion der Loanger sind die Mittheilungen Brauns ebenfalls so kurz, wie über die der andern Neger. Er fühlt sich entsetzt über das Heidentum, das ihn hier entgegentritt, „denn sie glauben / welches erschrecklich ist zu sagen / und zu hören / an den leidigen Satan / welchen sie Magüschy nennen“. Braun gewinnt keinen tiefern Einblick in das Wesen dieses Fetischismus. Den Priester nennt er „Manna Magüschy“, der eine ausserordentliche Macht ausübt. Fetische beschreibt er nicht, er erwähnt nur „allerlei Teufelswerk in ihren Häusern / dadurch sie ihn anbeten“. Ferner erzählt er weiter von „Teufelhäuslein / Maggasethi genannt / dahin der Satan kommt / so oft sie es begehren“. Diese Hütten sind gebaut wie ihre Wohnungen — die er allerdings nirgends ausführlich beschreibt — und in der Mitte durch eine Wand getrennt, die mit einer kleinen Thür versehen ist. Diese „Teufelhäuser“ sind wohl über den Gräbern errichtete Hütten, wie sie Bastian beschreibt, die nichts enthielten als einen Grabhügel. Braun sagt auch nicht, dass irgend etwas darin sei, nur „der Satan“ halte sich zuweilen in ihnen auf, namentlich, wenn er von den Negern um Hilfe für die Kranken gebeten werde. „Wenn einer krank wird / so verspricht er dem Teufel einen seiner Sklaven zu verehren / welches sie auch halten. Dann sie dieselbigen in das Maggasethi / bis der Satan sie hinwegnimmt.“ Ausser diesen Menschenopfern erwähnt Braun noch andere, die aus Speise und Trank bestehen ⁵³).

Beim Begräbnis des Königs oder eines vornehmen Mannes ist es nach dem Glauben der Neger vom Leben nach dem Tode durchaus erforderlich, dass mit dem Toten zugleich eine Anzahl anderer Personen begraben

werden. Als Grund giebt er an, dass die Eingebornen glauben, „dass nämlich / wann sie sterben / so kommen sie alsbald in ein ander Land / da sie wiederum Herren werden wie zuvor / oder noch grössere / und müssen ihnen ihre Vornehmsten / so ihnen gedienet / auch wiederum dienen / wie zuvor“. Alle die zum Tode Bestimmten veranstalten nach Brauns Mitteilung ein Festmahl, zu dem alle Vornehmen eingeladen werden. Dann erscheint der Oberpriester mit einem Trank, den alle zum Tode Bestimmten geniessen. „Sterben also alle zugleich von dem Trank / welches ein Saft von Wurzeln ist / und sind auf der Stätte tot.“

Den Glauben der Neger, den Tod eines Menschen als durch Zauberei eines andern veranlasst anzusehen, finden wir auch bei Braun angeführt. „Und so sie einen dessen bezichtigten / haben sie keine anderen Zeugnisse und Fundamente / denn dass sie zum Satan gehen / der ihnen einen Trank / Gomba genannt / angiebt / welches dem Bezichtigten soll gegeben werden. Wenn dann derselbige den Trank nimmt / und sich also befindet / wie er bezichtigt wird / so fällt er alsbald nieder gleichsam in Ohnmacht. Wenn er aber unschuldig ist / muss er sein Wasser machen / oder harnen / und schadet ihm nicht. Aber der Schuldige wird gleich zu Tod gehauen / ja ihm werden alle seine Glieder ganz schrecklich zerhackt und abgehauen ⁵⁴).“

Kongo.

Richtiger müssten wir den Abschnitt mit Songo überschreiben, denn Braun hielt sich nur in dieser Provinz des Königreichs Kongo auf. Von der Ausdehnung dieses Reiches Kongo hat Braun insofern eine falsche Vorstellung, als er es sich bis zum Kap der

guten Hoffnung erstrecken lässt. Das Land selbst schildert Braun als sehr fruchtbar, „sehr köstlich an allerlei Gewächs“. Er glaubt auch an das Gerücht, dass es im Lande Kongo Gold gebe. Als Grund, dass es nicht in den Handel komme, giebt er an, „die Einwohner wollen nicht leiden, dass man das Gold suche / und wenden diese Ursache vor: Wenn der Spanier wüsste / dass man es leicht bekommen könnte / welches auch wohl zu glauben / so würde der König von Spanien das Land mit Gewalt einnehmen wollen⁵⁵⁾“.

Kongo „ist das ungesundeste Land / als man weit und breit findet. Dass es daselbst „allerlei Krankheiten“ giebt, mussten die Holländer selbst erfahren. Zu verwundern ist, dass Braun als Arzt, keine dieser Krankheiten namentlich aufführt. Er hebt nur besonders eine Plage hervor, die er auch ausführlich beschreibt, „eine Plage / welche sie Peysy nennen“. Es „sind kleine Würmlein / wie sie im Käse zu wachsen pflegen / mit schwarzen Köpfen. Welche Würmlein in des Menschen Fundament oder After / wie auch in den Händen und Füßen zwischen den Nägeln und dem Bette vorkommen / und dasselbige auffressen / dass es in drei oder vier Tagen ein Loch im After so gross macht / dass man eine Faust darein stossen könnte / davon der Mensch in neun Tagen sterben muss / wo man nicht bei Zeiten hilft. Aber ehe man die Sachen lernet kennen / kostet es oft viel Volk. Die einzige Hilfe ist / eine Lemone spalten oder schälen / und also ganz in das Fundament stecken. Also werden sie durch die Schärfe der Lemonen getötet und zerstört / dass der Mensch wiederum zu seiner Gesundheit kommt⁵⁶⁾“.

Am merkwürdigsten erscheint Braun der Kongo mit seiner gewaltigen Strömung, „der aus dem Lande kommt sechs Meilen breit“. Seine Bewunderung gipfelt in dem

Satze: „Sonsten ist zu wissen, dass auf tausend Meilen solch grosser Fluss als der Kongo nicht zu finden“. Er hebt den Fischreichtum des Stromes besonders hervor, und schildert auch sonstige Bewohner des Flusses, den „grossen Gaymann“ (sind Krokodile)“, den Schwertfisch, den Walfisch, die „Meerpferde“ und die „Meerkühe“. „Die Meerpferde (Manothi in ihrer Sprache genannt) sind nicht beschaffen / wie man hier zu Lande meint / wie ich sie dann selber gesehen. Sie haben vier Füsse / aber die zwei hintersten sind gar kurz und breit / mit welchen sie schwimmen / die Haut ist mehrtheils glatt / haben auf dem Hals und Rücken einen schwarzen Strich von Haaren / am Hals einen Kamm. Der Kopf ist so gross als drei Rossköpfe / sie haben Zähne im Maul / da einer etwa 10 oder 12 Pfund wiegt / und sind weisser als Elfenbein / aus welchem schöne Messerhefte gemacht werden. Die Meerkühe sind gar gut zu essen / werden von den Eingebornen oft gefangen / denn sie alle Abende auf das Land kommen zu weiden / wie ander Vieh / aber sobald sie etwas hören oder sehen / so gehen sie wiederum in das Wasser / mit den Jungen / dass es ein Wunder ist zu sehen.“

Die Bewohner von Songo sind mittelmässige Leute, nicht so stark als die von Loango, „aber freundlich mit uns Christen, und noch viel freundlicher / wenn die Spanier nicht wären“, denn die Spanier „machen uns verhasst bei den Einwohnern / weil wir nicht die römische Religion führen / und geben vor / die Holländer und andere Nationen / so von wegen Trafik oder Handels nach Kongo fahren / seien lauter Menschenräuber und Schiffräuber. Welches sie auch leichter glauben / weil etliche französische Schiffe keinen Handel haben als rauben“.

Da das Schiff der Holländer sieben Monate lang im Hafen lag, so konnten sich die Leute von Songo über-

zeugen, dass die Schilderung der Spanier nicht ganz zutraf. Die Freundschaft zwischen Holländern und Negern ging sogar soweit, dass „wenn die Spanier etwas wider uns vorgenommen / sie uns gewarnt / und auch uns Defension zu thun sich anerböten.“ Da Loanda, wo die spanische Besatzung sich befand, ganz in der Nähe lag, waren solche Besorgnisse berechtigt. Im September 1612 versuchten die Spanier auch wirklich, die Holländer zu vertreiben. Es wäre ihnen bei ihrer Übermacht wahrscheinlich auch gelungen, wenn nicht die Eingebornen den Holländern „treulich und tapfer beigestanden.“

Die Neger von Songo schildert Braun als arbeitsam und genügsam, „können lang Hunger leiden / wenn sie nur Makay oder Tabak haben / dessen Blätter sie zerreiben und anzünden / dass es einen starken Rauch giebt / welchen sie an sich ziehen für Durst und Hunger.“ Sie sind „in allen Gewerben gar wohl bewandert“, näher giebt er die Beschäftigung der Bewohner nicht an; er sagt nur, dass auch hier „so schöne Häublein“ gefertigt würden, wie in Loango, und die von den Kindern der Grafen von Songo getragen würden. „Der Adel aber trägt jetzt schwarze Hüte.“ Die Bekleidung besteht in einem Schurz, der von der Hüfte bis zu den Füßen geht; ausserdem trägt man noch einen Mantel, „wenn es regnet oder kalt ist“.

In der portugiesischen Sprache sind sie wohl bewandert, einmal durch den langen Verkehr mit denselben, dann auch durch den Gottesdienst, bei dem sie auf Latein und Portugiesisch ihr Gebet thun. Ferner haben sie Unterricht „wie in Hispanien“, bei „Schulmeistern / allein auf spanisch oder portugiesisch / aber auf ihre Sprache haben sie keine / denn dieselbe gar böß zu schreiben und zu lernen ist“. Die Bewohner des Landes sind katholische Christen, nach Brauns Ansicht aber

geschah die Bekehrung der Bewohner nur deshalb, um diese und das Land zu unterwerfen.

Der Handel erstreckt sich in der Hauptsache auf die Ausfuhr von Elfenbein und Leopardenhäuten. Eingeführt werden ausser europäischen Waaren von Majumba her „viel Holz / Dakulo genannt / welches bei ihnen gar teuer ist“, da es zu Farbebereitung und zur Herstellung von Arzneimitteln gebraucht wird. Als Geld dienen Muscheln, „kleine Hörnlein / Simbis genannt“. Von Kongo aus wird auch nach Indien gehandelt, nach Braun aber nicht allein auf dem Wege ums Kap, sondern „die Spanier und Portugaleser haben mehr Vorteil / dass sie können durch das Land reisen in Ostindien auf Goa / und von dannen auf Malabar und Koromandel / welche Reise sie in vier oder fünf Wochen thun⁵⁷⁾“. Als Beförderungsmittel für Personen dienen im Lande allgemein Matten, die nach Art der Hängematten an einer Stange befestigt, und die aus starkem Garn geflochten sind. Zwei Männer tragen diese „Hamacha“ genannte Matte auf der Schulter.

Die Unabhängigkeitsbestrebungen der Statthalter der Provinz Songo, der „Grafen von Songen“ waren schon zu Brauns Zeit voll im Gange und bekamen immer neue Nahrung durch die verhassten Einmischungen katholischer Geistlicher in das Regiment des Landes. Ihren Ausdruck fanden diese Zwistigkeiten zwischen König und Statthalter durch häufige Aufstände, denn „der Graf von Songen hat oftmals mit dem König einen Krieg angefangen / wenn derselbe etwa den Portugalesen zu viel vertraut hat. Denn der König wohnt fünfzig Meilen im Lande in der Stadt Kongo. Allda hat er einen Episkopum / welcher ein Portugaleser ist. Sie haben dem Könige oft gute Worte gegeben / bis sie endlich etwas haben eingenommen und in ihre Gewalt be-

kommen.“ Zur Zeit von Brauns Anwesenheit war ein alter, blinder Neger Graf, aber trotz seines Alters ein noch starker und grosser Mann; er führte den Namen „Don Ferdinando“.

Das Königreich Kongo hat oft unter den Einfällen eines räuberischen Volksstammes zu leiden, „der sich gar übel vor den Büchsen oder Geschütz fürchtet“. Deshalb „brauchen sie diese List: Weil sie der grosse Fluss Kongo scheidet / so kommen sie oft mit Kanoen / welches grosse, hohle Bäume sind / die sie brauchen für ihre Schiff / denn sich wohl fünfzig oder sechzig Mann darinnen behelfen mögen. Wenn sie dann ungemeldeter Sache hinüber kommen / so bekommen sie oft über 100 Menschen. Und so sie dieselben nicht alle hinüber führen können / schlagen sie dieselbigen tot und hauen sie aus. Welche sie dann hinüberbringen / fressen sie begierig wie Wildpret“. Zur Abwehr dieser Einfälle geben die Portugiesen dem König „60—100 Soldaten / welche sie in Loanda halten“ zur Unterstützung. Ist das Treffen siegreich / so bekommen die Portugiesen als Besoldung alle lebenden Gefangenen, die sie dann als Sklaven verkaufen. Haben aber die Feinde von jenseit des Kongo gesiegt, „so schlagen sie alle Feinde zu Tod / und fressen sie / denn sie Menschenfresser sind. Und vermeinen darin ihre grösste Männlichkeit im Streit erwiesen zu haben / wenn sie den Feinden die Gemächt ausschneiden / welche sie an eine Schnur oder Bast binden / und hängens an den Hals / da man dann sehen kann / wieviel einer von den Feinden umgebracht habe“.

Das was Braun über die Versuche der Portugiesen, sich im Lande festzusetzen, berichtet, ist nicht ganz klar. Er schreibt: „Sie haben auch etliche Male Schanzen und Festungen aufgeworfen / aber die Einwohner haben sie wiederum zerschleift / denn es gar ein herzhaft Volk

ist. Die Portugiesen haben eine Festung schon vor fünfzig Jahren darcin gemacht / welche von den Einwohnern wiederum zerstört worden. Dasselbst haben sie hernach eine Kapelle gemacht / und des Königs von Portugal / Don Sebastian Wappen aufgerichtet. Der Platz wird bis auf den heutigen Tag der Patron geheissen. Denn dasselbige Ort auf dem allerbequemsten Platz gestanden an der Revier oder Fluss Kongo / sintemal kein Schiff ohne ihren Willen hat einkommen können. Sie haben auch hernach auf einem andern Platz / als nämlich auf einer Insel / die unbewohnt ist / eine Festung gemacht. Ist auch zerschleift worden ⁵⁸⁾“.

Würdigung Brauns.

Vorstehende Darstellung der Reisen Brauns hat die Zuverlässigkeit seines Berichtes an der Hand anderer zuverlässiger Reisebeschreibungen zur Genüge dargethan. Es sind unserem Reisenden allerdings auch einige Mängel und Irrtümer nicht erspart geblieben; diese sind jedoch von so geringer Bedeutung, dass sie die Glaubwürdigkeit des Ganzen nicht im mindesten beeinträchtigen. Es erübrigt nun noch, festzustellen, ob unserm Reisenden neben dem Vorzug der Zuverlässigkeit auch der der Selbständigkeit zukommt.

Wollen wir den Bericht nach dem ersten Eindruck beurteilen, so können wir uns der Ansicht nicht verschliessen, dass es sich um etwas durchaus Ursprüngliches und Selbständiges handelt. Diese Meinung hält auch Stand, wenn man eingehend die Beziehungen untersucht, die Brauns Werk zu den möglichen Quellen haben kann. In Betracht kommen nur holländische Schriften, oder solche fremder Nationen, die ins Holländische übersetzt waren. Braun war ausser dem Deutschen wohl

keiner andern Sprache mächtig als der holländischen. Wir hätten also Lopez' Werk über Kongo, Linschotens Guinea, Marees' Guinea und die Schiffahrtsberichte holländischer Ostindienfahrer auf etwa vorhandene Anleihen hin zu untersuchen, die Braun bei ihnen gemacht haben könnte. Die Kenntniss dieser Reiseschriften kann Braun nicht nachgewiesen werden; die Möglichkeit ist vorhanden, dass er sie während seines holländischen Aufenthalts kennen gelernt hat. Wahrscheinlich aber ist dies nicht, denn sonst würden doch wenigstens leise Anklänge an diese Schriften vorhanden sein, oder falls sie ihm in Basel bei Abfassung seines Buches zur Hand gewesen wären, auffallende Übereinstimmungen irgend welcher Art zu Tage treten. Es ist aber nichts von alledem an dem Buche Brauns zu erkennen, und wenn wir uns die Entstehung des Buches vor Augen führen, so müssen wir jeden fremden Einfluss auf Brauns schriftstellerische Thätigkeit für ausgeschlossen erklären; der Ton des Buches ist so einfach und schlicht, so ganz frei von allem Grossprecherischen, dass man beim Lesen den ehrenfesten Basler Bürger zu sehen glaubt, der nach einem an Ereignissen reichen Wanderleben froh ist, glücklich im sicheren Hafen der Heimat gelandet zu sein, und dessen in der Welt gefestigter Charakter es verschmäh't, durch irgend welche Ausschmückung oder prahlerische Unwahrheiten den Reiz seiner Erzählung zu erhöhen, die in ihrer Unmittelbarkeit und Anspruchslosigkeit auf den engen Kreis, für den sie bestimmt war, am meisten wirkte.

Des Berichtes Glaubwürdigkeit und Selbständigkeit rechtfertigen allein schon die Behauptung, dass Braun eine beachtenswerte Stelle in der Reihe der Reisebeschreiber seiner Zeit gebührt. Doch genügt dieser allgemeine Satz nicht, um den Wert der Reisebeschrei-

bung und die Bedeutung Brauns im Vergleich zu andern Reisenden und ihren Werken genügend aufzuklären. Wir müssen uns fragen, wer waren die andern Reisenden seiner Zeit, was haben sie geleistet und welchen Wert haben ihre Nachrichten? Es kommen hier für uns die Reisenden in Betracht, die zu Lebzeiten Brauns, also von ca. 1590 bis 1670 reisten oder schrieben, und die dabei die Westküste Afrikas von der Goldküste bis zum Kongo berücksichtigen; unterwerfen wir im folgenden die betreffenden Reisebeschreibungen einer kurzen kritischen Darstellung.

Lopez. Eduard Lopez ging 1578 nach dem Königreich Kongo und hielt sich daselbst vorzugsweise in der Hauptstadt des Landes, in San Salvador auf. Im Auftrag des Königs ging er nach Madrid, um bei Philipp von Spanien Hilfe für das Christentum in Kongo zu erbitten. Als man sich ablehnend verhielt, beschloss er, sich selbst in den Dienst der Kirche zu stellen; er wurde Mönch, ging nach Rom zum Papst und von da aus wieder nach Kongo, wo er sein Leben beschloss.

Während seines Aufenthalts in Europa gab er Pigafetta Anregung zu dessen Beschreibung vom Königreich Kongo, die sich also wesentlich auf Notizen und mündliche Mitteilungen von Lopez gründet. Das Werk erschien 1591 in Rom unter dem Titel: „Relatione del Reame de Congo etc.“. Es wurde späterhin mehrfach übersetzt; uns lag die deutsche Ausgabe vor, wie sie sich in der Sammlung von de Bry findet, 1609. Der Bericht zerfällt in zwei Teile. Der erste ist eine „allgemeine und Generalbeschreibung des Königreichs Kongo“. Er enthält die Fahrt des Lopez, Angaben über das Klima des Landes, allgemeine Beschreibung des Reiches und ausführliche Mitteilungen über die Grenzen des Landes. Die staatliche Einteilung des Landes in sechs Provinzen,

deren jede in einem besonderen Kapitel behandelt wird, wird angegeben. Am genauesten wird Bamba beschrieben, kürzer die anderen; man findet oft wiederholte Angaben.

Das zweite Buch beschäftigt sich mit der Hauptstadt San Salvador. Alle wichtigeren Mitteilungen sind nur ganz kurz angegeben, bedeutungslose Kleinigkeiten oft ausgesponnen. Der eigentliche Zweck des Buches aber scheint die Darstellung der Entwicklung des Landes unter Herrschaft der Portugiesen, der Bekehrung des Landes zum Christentum von 1490 an bis zur Abreise des Lopez nach Madrid zu sein. Dieses Thema füllt den grössten Teil des Buches aus.

Der Bericht beruht von pag. 1—61 allem Anschein nach auf den Angaben des Lopez, und wir haben keinen Grund zu zweifeln an der Wahrheit dessen, was er aus eigener Anschauung berichtet, d. h. soweit es sich um das Kongoland handelt. Dem Bericht ist aber eine Beschreibung der Reiche Monomotapa und Monemugi, sowie des Landes des Priesters Johann angefügt. Da aber Lopez ebensowenig in diesen Ländern gewesen ist wie Pigafetta, so haben diese Mitteilungen nur bedingten Wert. Überhaupt können wir über das Werk sagen, dass der Verfasser ebensowenig wie andere Reisende und Geographen seiner Zeit der Versuchung widerstehen konnte, mehr über den dunklen Erdteil zu berichten, als er zu verantworten vermochte. Namentlich gilt dies von der Beschreibung der Grenzen des Landes, denn hier werden die Reiche der Anziker, Jagger, das Reich Matamba mit grosser Ausführlichkeit geschildert, obwohl der Verfasser an anderer Stelle (pag. 41) sich zu der Bemerkung veranlasst sieht, dass man nichts von diesen Gegenden wisse.

Diese Beschreibung des Königreichs Kongo ist also keine Reisebeschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes;

es ist vielmehr eine Zusammenstellung alles dessen, was der Verfasser über das südafrikanische Dreieck erfahren konnte, und diese gruppiert sich um die Mitteilungen des Lopez. Der Wert des Buches ist somit beschränkt, wenn es auch für viele als Quelle diene und für den Zeitraum von hundert Jahren bis zum Auftreten der Missionarberichte gegen Ende des 17. Jahrhunderts das einzige grössere Werk über das Königreich Kongo blieb.

Linschoten. Johann Hugo Linschoten ist ein holländischer Seefahrer der vorholländischen Handelsepoche. Er stand in portugiesischen Diensten. 1579 fuhr er von Texel aus zunächst nach Lissabon; hier hatte er Gelegenheit, seiner Reiselust zu genügen. Am 8. April 1584 segelte er nach Indien, wo er sich als Beamter zur Hauptsache in Goa aufhielt. Am 1. Januar 1589 trat er die Heimreise an; am 2. Januar 1592 kam er nach längerem Aufenthalt auf St. Helena, Ascension und den Kanarien in Portugal wieder an. Im September desselben Jahres kehrte er nach Holland zurück.

Sein Reisebericht ist jedenfalls der umfanglichste, den wir aus damaliger Zeit besitzen. Man kann ihn mit dem grössten Recht als ein Sammelwerk bezeichnen, in das der Verfasser nicht nur seine eigenen Beobachtungen und Erlebnisse aufnahm, sondern alles, was er über den damals bekannten Osten erfuhr. Er hat seinem Werke auch ein Kapitel über Guinea eingeschaltet, das jedoch in keiner Weise erschöpfend ist. Da Linschoten niemals diesen Teil Afrikas betreten hat, so sind seine Mitteilungen wohl hauptsächlich auf Lopez und unbekannte portugiesische Quellen zurückzuführen.

Die ersten holländischen Reisen nach Ostindien finden wir in der Sammlung von de Bry aufgezeichnet. Es sind dies die Fahrten in den Jahren 1598—99, die Reise Spielbergens 1601—04, Jakobs van Neck 1600—03,

Hermanns van Bree 1602 – 04, Verhuffens 1607 – 09 u. s.w. Alle diese Fahrten sind ausführlich beschrieben; ihr Inhalt erstreckt sich aber in der Hauptsache auf die Vorkommnisse auf den einzelnen Schiffen, auf die Erlebnisse bei der Landung an den einzelnen Stationen und auf den Aufenthalt daselbst. Mitteilungen über den Handel füllen den breiten Raum, Bemerkungen über Land und Volk sind nur zufällig eingestreut. Allen diesen Berichten haftet dadurch eine gewisse Gleichmässigkeit an. Es sind nicht Reisebeschreibungen von wissenschaftlicher Bedeutung, obwohl sie auch ab und zu ein Körnchen länder- und völkerkundlicher Beobachtungen bieten, man wird sie treffender als Schiffsfahrtsberichte bezeichnen. Über Westafrika, dessen Festlandsküste ja ausserhalb der Schiffsfahrtslinie lag, wird so gut wie nichts berichtet. Nur die Inseln finden Erwähnung.

Marecs. Unter dem Namen des „Gotthardt Arthus von Danzig“ hat in der geographischen Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts — vornehmlich in den Sammelwerken — eine Beschreibung der Goldküste eine Berühmtheit erlangt, die sich wohl erklären lässt. Zunächst sei aber darauf hingewiesen, dass Arthus keineswegs der Verfasser dieser Schrift ist, wie zuweilen angegeben wurde, und dass er vor allen Dingen auch kein Reisender war und Afrika niemals gesehen hat. Er ist einfach nur der Übersetzer des Berichts, dessen Verfasser ihm unbekannt war und den er deshalb auch nicht auf dem Titelblatt erwähnt. G. Arthus ist, wie er sich auf dem Titelblatt des siebenten Teiles von de Bry's Sammlung selbst bezeichnet, ein „Historien-Liebhaber“. Wir verdanken dieser „Liebhaberei“ eine grosse Anzahl von Übersetzungen fremder Reisewerke ins Deutsche, und dadurch hat er sich um die deutsche geographische Litteratur unleugbar ein Verdienst erworben. Seinem

Fleiss verdanken wir auch die erwähnte „Beschreibung des gewaltigen, goldreichen Königreichs Guinea“. Der Verfasser dieses Werkes ist der Holländer Pieter de Marees. Die Schifffahrt, an der er teilnahm, währte vom 1. November 1600 bis zum 21. März 1602. „Das Reisejournal ist sehr kurz, die Einleitung und die Schiffsroute bilden den ersten Teil; aber der wichtigere Abschnitt des Werkes ist eine Beschreibung der Guinea-küste in 50 Kapiteln. Er liefert unter anderm bemerkenswerte Einschaltungen über Erlebnisse der Holländer in diesen Küstenstrichen. Der dritte Teil enthält den Bericht über die Fahrt der Schiffe nach Kap Lopez Gonsalves, eine Beschreibung von Benin durch einen gewissen D. R. Die Fortsetzung des Journals ist eine Beschreibung von Rio Gabuni und Kap Lopez.“ (Tiele, pag. 152.) Nach weitem Mitteilungen Tielles verbirgt sich der Verfasser auf der ersten Ausgabe von 1602 durch die Angabe der Buchstaben P. D. M., ebenso auf den folgenden 1605, 1607, 1650. Wie schon aus diesen Angaben ersichtlich, ist das Werk nicht eine einheitliche Reisebeschreibung, sondern ein Sammelwerk von grosser Vollständigkeit. Aber wie sovieler andere Sammler nahm auch Marees vieles ganz kritiklos auf, und so erklären sich die vielen Widersprüche, Ungenauigkeiten, Irrtümer und Ungereimtheiten des Werkes. Aber diese Fehler kamen nicht in Frage in einer Zeit, wo überhaupt jede Kritik mangelte, und so kehrt die Beschreibung im 17. und 18. Jahrhundert als massgebend und grundlegend immer wieder. Sie war das Quellenwerk für Nordguinea, wie die Beschreibung des Lopez für Südguinea.

Battel. In der englischen Reisesammlung, die Purchas herausgab, befindet sich ein Bericht über die Reisen Andreas Battels aus Leigh in Essex. Battel hielt sich

18 Jahre lang, von 1589 bis 1607 abenteuernd an der Küste Westafrikas auf. Er landete in genanntem Jahre in der Kuhbai. Der Reisebericht enthält eine ausführliche Beschreibung seines Aufenthalts unter den Gagas, mit denen er achtzehn Monate umhergezogen sein will, und worüber er die fabelhaftesten Sachen erzählt. Es gelang ihm, zu entkommen, er kehrte zu den Portugiesen zurück, ging an der Küste nach Norden vor und blieb lange Zeit in Loango. Der Abenteurer giebt auch von diesem Lande und Volke einen Bericht, der sich im wesentlichen mit dem Brauns deckt. Derselbe erschien 1625 in Purchas „Pilgrimes“. Der ursprüngliche Bericht Battels ist diese Beschreibung wohl nicht, sondern eine von Purchas an der Hand fremder Quellen, namentlich des Lopez, geschickt verfertigte Erzählung, die nur da von Wert ist, wo sie sich lediglich auf die Beobachtungen Battels stützt. Dies ist der Fall bei der Beschreibung von Loango, bei der die einzige bis dahin vorhandene Beschreibung — abgesehen von einigen Notizen bei Lopez — nämlich die Brauns von 1624 nicht benutzt wurde, wie aus einigen Differenzen zwischen beiden hervorgeht; an allen übrigen Teilen des Berichtes ist, wie schon erwähnt, die ergänzende, aber kritiklose Thätigkeit von Purchas unverkennbar.

Hemmersam. Michael Hemmersam, geboren 1619 in Nürnberg, war ein Goldarbeiter, der ähnlich wie Braun auf der Wanderschaft nach Holland kam, wo er sich als Soldat anwerben liess. Er ging nach dem festen Platze Mina an der Goldküste, anfangs als gewöhnlicher Soldat, später als „Adelspursch“ während der Zeit von 1639—45. Am 15. Januar 1645 trat er über Brasilien die Heimreise an, und am 4. Juni landete er in Texel. Er kehrte nach Nürnberg zurück, wo er sich als Handwerksmeister niederliess und sich auch verheiratete. Seine Reise-

beschreibung, „Guineische und westindianische Reisebeschreibung“ betitelt, gelangte aber erst nach seinem Tode zur Ausgabe; die erste Auflage erschien 1663, die zweite 1669. Der Herausgeber ist ein Dr. Ludwig Dietherr in Nürnberg, der dem Buche auch eine Vorrede über die Nützlichkeit des Reisens voranschickte. Das Buch selbst zerfällt in drei Teile: Teil 1 (Kap. 1) enthält die Reiseerlebnisse Hemmersams bis nach Mina; Teil 2 (Kap. 2—16) ist eine Beschreibung der Goldküste; Teil 3 (Kap. 17—20) enthält die Heimreise.

Am ursprünglichsten und einfachsten wirkt der erste Teil. Der zweite, die Beschreibung der Goldküste, erinnert ganz unwillkürlich an Marees. Bei näherer Prüfung ergiebt sich auch eine überraschende Übereinstimmung. Wir erkennen ohne Mühe, dass wir in Hemmersams Bericht nichts anderes als eine Kürzung des von Marees vor uns haben. Am auffallendsten stimmt das sechste Kapitel Hemmersams mit dem 39. Kapitel des Marees „von ihrem Adel“ zusammen. Der dritte Teil ähnelt dem ersten, enthält aber manches geographisch Unrichtige und Sagenhafte, z. B. das Märchen von der schwimmenden „gülden Insel“ zwischen St. Thomas und Brasilien.

Der Verfasser ist zweifellos Dietherr, nicht aber Hemmersam. Abgesehen davon, dass dieser schon gestorben war, als das Buch erschien, verrät die Abfassung des Buches eine gewisse litterarische Gewandtheit, sowie eine Belesenheit, die ein einfacher Handwerksmeister unmöglich besitzen konnte. Der Sachverhalt wird folgender sein. Nach Hemmersams Tode geriet seine Witwe in Not. Um eine Unterstützung zu erlangen, hielt man es vor allen Dingen für nötig, die Verdienste Hemmersams ins rechte Licht zu setzen und sich gleichzeitig das Wohlwollen der massgebenden Behörden zu sichern.

Der Rechtsgelehrte Dr. Ludwig Dietherr unternahm die Ausführung. Er benutzte die Aufzeichnungen Hemmersams, die unzweifelhaft vorhanden waren, und formte aus ihnen und dem Bericht des Marees eine gefällige Reisebeschreibung. Das Buch wurde dem Schultheissen Burkhard Löffelholz und dem Spitalpfleger Christof Derrer gewidmet. Diese Widmung, die mit „Apollonia Hemmersamin, Wittib“ unterzeichnet ist und in der ihr „gutherzige Wohltäter / so lange sie noch in diesem Jammerthal herumwallen müsse“, gewünscht werden, wurde ebenfalls von Dietherr verfasst, denn eine Handwerkerswitwe würde wohl kaum von Pythagoras und Galenus im besonderen und von „autoribus graecis“ im allgemeinen reden können.

Das Buch hatte zweifellos eine grössere Verbreitung, da es zwei Auflagen erlebte, und hat so auch sein Teil dazu beigetragen, die Kenntnis fremder Länder und Völker zu erweitern; gleichwohl muss ihm aber seiner Entstehung wegen jeder wissenschaftliche Wert abgesprochen werden.

Bellefond. Villaut de Bellefond, ein Franzose, bereiste auf einem holländischen Kauffahrer die Küste von Oberguinea, an der er drei Monate weilte. Am 10. November 1666 schiffte er sich in Texel ein, vom 16. bis 18. Dezember weilte er am Rufisko, verfolgte dann die Küste weiter bis zum Kap Mesurado. Am 23. Januar 1667 kam er an der Pfefferküste an, am 11. Februar an der Zahnküste und am 1. März an der Goldküste. Man hielt sich vom 7.—11. März in Botru auf, am 17. kam man nach dem dänischen Fort Friedrichsburg. Von hier aus unternahm man einen Abstecher nach Osten am 8. April, kehrte aber gleich wieder zurück und blieb bis zum 29. April in dem erwähnten Fort. Die Heimreise trat man dann auf dem üblichen Wege über St. Thomas an.

Die Frucht dieses kurzen Aufenthalts war eine Schrift: „Relation des costes d’Afrique, appellées Guinée“, die 1669 in Paris erschien. Der erste Teil des Buches enthält eine Beschreibung der Reiseerlebnisse mit gelegentlichen kurzen Bemerkungen über das Land und seine Bewohner. Dann folgt eine „Beschreibung der Goldküste“. Sie ist sehr übersichtlich geordnet und enthält in gedrängter Wiedergabe alles über die Goldküste für einen Kaufmann damaliger Zeit Wissenswerte. Wir finden in der ganzen Schrift niemals eine Ungeheuerlichkeit wie bei manchem andern Schriftsteller, aber manche Lächerlichkeit. Diese verschiedenen Schwächen, die er sich in dieser Hinsicht zu Schulden kommen lässt, sind eine natürliche Folge der Absichten, die er mit seiner Schrift verfolgte. Er lieferte eine Agitationsschrift im Gewande einer Reisebeschreibung. Bellefond wollte den französischen Handel veranlassen, sich in grösserem Stile, ähnlich den Holländern und Engländern, an der Ausbeutung Westafrikas, namentlich der Goldküste zu beteiligen. Da aber Bellefond wohl wusste, dass sich die Franzosen bei früheren derartigen Versuchen schon mehrfach Schlappen geholt hatten, sucht er seine Landsleute an ihrer nationalen Ehre zu packen und tischt ihnen überraschende Geschichten auf. Er macht es ihnen zur Pflicht, den Guineahandel an sich zu bringen, denn die Franzosen seien die ersten Entdecker dieser Küsten. Dieser Gedanke ist zwar nicht neu, er tritt schon bei Braun auf, wie unten weiter erörtert werden soll, aber die Beweise, die er bringt, sind zum mindesten originell. Nach Bellefonds Mitteilung empfinden die Neger ganz Westafrikas nur Liebe für Franzosen, auch werde heute noch in Kommendo die Trommel auf französische Art geschlagen und die Höflichkeit der Leute an der Pfeffer-

küste sei lediglich auf französischen Einfluss zurückzuführen. Jedem der Abschnitte über die Pfeffer-, Zahn- und Goldküste folgen „Remarques sur cette coste“, die immer mit der Priorität der französischen Entdeckungen beginnen: Les Dieppois ont trafiqués longtemps sur cette coste (p. 159) oder: Les François ont été les premiers, qui ont découvert ces costes et y ont trafiqué (p. 140). Am ausführlichsten wird aber die Tendenz des Werkes in einem besondern Schlusskapitel betont, pour justifier, que les François y ont esté long-temps auparavant les autres nations (p. 419 ff.).

Beantworten wir die Frage, was ist in diesem Buche von Bellefond, was nicht?, so kommen wir zu dem Schlusse, dass alle Mitteilungen, die von länder- oder völkerkundlicher Bedeutung sind, andern Beschreibungen, mündlichen oder auch schriftlichen Mitteilungen, entstammen (vergl. pag. 73 u. 332); nur die kleinen persönlichen Erlebnisse gehen auf ihm zurück, und die historischen Mitteilungen über die französischen Entdeckerrechte lassen auf unbekannte Quellen schliessen, falls solche überhaupt anzunehmen sind und der Verfasser nicht etwa Brauns Notiz aufgegriffen hat. Die Beweise für seine Behauptungen entstammen lediglich der reichen Phantasie des Reisenden, sind also eigenes Verdienst. Das Buch ist also ohne wissenschaftliche Bedeutung und verdient nur insofern eine gewisse Rücksichtnahme, als in ihm zum ersten Male der Nachweis der Entdeckung der Goldküste durch die Franzosen erbracht werden will.

Carli. Dionysius Carli, ein Kapuzinermissionar, reiste von Genua nach Pernambuco, von da nach Loanda, wo er am 6. Januar 1668 landete. Nach kurzem Aufenthalt an diesem Ort ging er in Begleitung des Paters Guattini nach Bamba, von da nach Pemba, kehrte

dann nach Bamba und schliesslich nach Loanda zurück. Von da aus trat er die Heimreise an, besuchte von Lissabon aus Portugal und Spanien und kam 1677 nach Bologna. Er veröffentlichte eine Schrift über seine Reisen unter dem Titel „Der nach Venedig überbrachte Mohr“. In diesem Buch ist nicht nur die Reise nach Kongo, sondern auch eine zweite Missionsreise nach Babylon, Schiras, Tifis und den Städten am Schwarzen Meer enthalten, die hier nicht weiter in Betracht kommt.

Der Bericht über die erste Missionsreise enthält Nachrichten über Carlis Thätigkeit als Missionar in Brasilien und Afrika. Der Erzählung sind auch vereinzelte Bemerkungen über Land und Leute eingeschaltet, die aber so bruchstückartig auftreten, dass sie kein Gesamtbild ergeben und auch nichts Neues bieten. Man erkennt, dass weniger das Bestreben, das Land und seine Bewohner kennen zu lehren, als vielmehr die Absicht, die Missionare und ihre Erfolge ins rechte Licht zu setzen, bei Abfassung des Buches massgebend war. Wir begegnen bei Carli einer erstaunlichen Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit. So berichtet er von Meermenschen, halb Mensch, halb Fisch, von Drachen, „die von solcher Grösse sind / dass sie eine ganze Gaisant den Hörnern hinunterschlucken können“. Diese Drachen seien neben Menschenfleisch die Lieblingsspeise der Jagi. Über dieses Volk schreibt auch Carli, und zwar mehr als über die Bewohner von Kongo, obgleich er keinen der Jagger jemals zu sehen bekam. Auch für Carlis Buch müssen wir jegliche wissenschaftliche Bedeutung ablehnen, es ist eine Aneinanderreihung von Wunder- und Missionsgeschichten, vermengt mit einigen sehr zweifelhaften geographischen und ethnographischen Angaben. Wirklich Positives finden wir wenig, und auch dieses besser in jeder andern Beschreibung über Kongo.

Müller. Wilhelm Johann Müller aus Harburg war von 1661 bis 1669 als Prediger in der dänischen Niederlassung an der Goldküste, in Friedrichsburg thätig. Sein Bericht, „Die afrikanische, auf der guineischen Goldküste gelegene Landschaft Fetu“, ist, wie er selbst sagt, „aus eigener achtjähriger Erfahrung / und nicht aus anderer Bericht / oder guten Büchern verfertigt“. Wir haben nicht den mindesten Grund, beim Lesen seines Buches an diesen Worten zu zweifeln. Man könnte ja vermuten, dass er trotz seiner Versicherung auf andern als seinen eigenen Erfahrungen fusst. Er berichtet zum Beispiel über den Bau der Wohnhäuser in Fetu fast Wort für Wort übereinstimmend mit Marees; aber hier können wir wohl an einen Zufall glauben, denn einmal finden sich sonst nirgends Anklänge an Marees, und andererseits ist der Bau eines Wohnhauses eine so häufige Thätigkeit, die sich genau nach demselben Muster immer wieder abspielt, dass Müller wohl nicht nötig hatte, gerade in diesem Falle eine Anleihe zu machen. Ferner könnte man den Satz Müllers, in welchem er sich über die Ursache des Medinawurms auslässt, als eine Entgegnung auf die Ansicht Brauns über den Fall auffassen. Müller: „So ist demnach / meines geringen Erachtens / die bessere Meinung / dass man / nächst der sonderbaren Strafe Gottes / und der intemperierten Luft / diese Würmerplage dem faulen / stinkenden Wasser zuschreibe“. Braun hatte geschrieben: „Man hat vermeint / solche Krankheit komme her von dem Wasser oder Wein desselbigen Landes. Deswegen sich etliche unter uns davon enthalten. Es hat sie aber wenig genutzt. Denn sie auch die Krankheit bekommen. Ich halte dafür / dass diese Würmer von der bösen und feuchten Luft herkommen / und wachsen im Fleisch. Sind aber zweifels- ohne eine sonderbare Strafe Gottes“. Es würde dies

zwar eine Kenntniss von Brauns Schrift voraussetzen, die aber auch nicht von tieferer Bedeutung wäre, da sich nirgends im Buche Folgen dieser Bekanntschaft zeigen.

Müller beschränkt sich in seiner Beschreibung nur auf einen kleinen Teil der Goldküste, auf Fetu. Das Buch enthält eine Geschichte der dänischen Niederlassung, teils im Eingange, teils in verschiedenen Kapiteln zerstreut; er berichtet ferner über das Leben der Neger und ihre Sitten; den grössten Teil des Buches aber füllen die Mitteilungen über die Religion der Neger. Darin liegt auch der Wert des Buches, dass wir in ihm die ersten zusammenhängenden, nicht verworrenen Nachrichten über die religiösen Bräuche der Eingebornen finden. Wir müssen aber auch von Müller erwarten, dass er ein selbständiges, zuverlässiges Reisewerk zu liefern im Stande war, denn einmal war sein Aufenthalt nur auf einen Punkt beschränkt, welchen er also im Laufe von acht Jahren genau kennen lernen konnte, und zweitens war Müller als protestantischer Geistlicher weit gebildeter als die meisten seiner Vorgänger, die in der Regel nicht einmal den Durchschnittsgrad der Bildung ihrer Zeit erreicht hatten. Wir dürfen die Reisebeschreibung Müllers zu den besten zählen, die wir aus dem 17. Jahrhundert besitzen.

Aus dem Angeführten ergiebt sich mancherlei. Wir sehen, dass der weitaus grösste Teil der Berichte keine Mitteilungen über Selbsterlebtes und Selbstbeobachtetes sind, sodass jeder der Reisenden nur in einem kleinen Teile seines Werkes für die Wahrheit einstehen kann. Es fehlte diesen Männern bei ihrer Arbeit der Sinn für unbedingte Treue und Wahrheit. Jeder wollte soviel als möglich bieten, und so bestachen auch die Reisebeschreibungen unbedeutender Männer durch die Grösse ihres Umfanges. Man schätzte die Reisenden nicht nach

ihren wirklichen Erfolgen, sondern nach der Dickleibigkeit ihrer Werke. Auf diese Weise gelangte Villault de Bellefond zu dem Ruhm eines der besten und sichersten Reisenden, denn er verstand geschickt auszuwählen und zusammenzufügen; so wurde oft des Lopez' Beschreibung von Loango und Monomotapa, Monemugi u. s. w. als massgebend angegeben, obgleich er darüber nur vom Hörensagen berichtet; nicht geringer war das Ansehen von Linschotens Bericht über „Guinea“, das der Verfasser nie gesehen hatte. Auch Marees hätte in vielen Stücken nicht für die Zuverlässigkeit seiner Angaben einstehen können, und Carli wäre jedenfalls in einen schweren Konflikt mit seinem Gewissen gekommen, hätte er die Wahrheit seiner abenteuerlichen Ausführungen bekräftigen müssen.

Die Wurzel aber des Übels, dass derartige Berichte überhaupt entstehen konnten und dann von den Lesern fast ohne Unterschied als bare Münze hingenommen wurden, ist in der geradezu unglaublichen Kritiklosigkeit sowohl der Verfasser, als auch der Leser zu suchen. Nichts war so unwahrscheinlich, als dass es nicht hätte geglaubt werden können. Diesem Vorwurf kann weder Lopez noch Marees, weder Linschoten noch Battel entgegen, er trifft Dietherr ebenso sehr wie Carli. Nur Bellefond umschiffte gewandt die Klippe der Quellenkritik und wartete den Lesern seines Buches mit den Erzeugnissen seiner eigenen Phantasie auf.

Wie wohlthuend wirkt dagegen in diesem Wirrwarr von Wahrem und Falschem eine Reisebeschreibung von der Einfachheit und Zuverlässigkeit, wie sie uns in Brauns Werk entgegentritt. Seine Schrift hat vor allen diesen Reisebeschreibungen den Vorzug der Selbständigkeit und Glaubwürdigkeit. Braun fehlt völlig die Sucht nach einer zweifelhaften Vollständigkeit seines Buches; er kann daher

gar nicht in die Lage kommen, unkritisch Stoff für seinen Reisebericht auszuwählen. Die Stellung, die Braun in der Reihe der erwähnten Reisenden einnimmt, lässt sich in Kürze wie folgt charakterisieren.

Von einem Vergleich ausgeschlossen sind die Schiffsfahrtsberichte der Holländer, da sie einen andern Zweck verfolgen als den, ein Land und die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner mit einer gewissen Gründlichkeit zu beschreiben. Die Reiseberichte von Linschoten, Hemmersam, Villault de Bellefond und Carli stehen unter Braun, da sie weder etwas Neues bieten, noch auch das länder- und völkerkundliche Material ihrer Schriften eigenen Beobachtungen verdanken, sondern dasselbe andern Berichten entlehnt haben. Lopez und Marees enthalten auch dann noch, wenn man sie soweit als nur möglich alles fremden Beiwerks entledigt, soviel Unrichtigkeiten, Unklarheiten und Widersprüche, dass man das Wort des Camus, das dieser über das Verhältnis zwischen Lopez und Braun anwandte, auch mit auf Marees ausdehnen kann: Braun beobachtete besser. Auf gleiche Linie mit Braun, jedoch nur bezüglich der Beschreibung von Loango und unter Hinweis auf seine fragwürdige Selbständigkeit, können wir Battel stellen. Das Werk Müllers über Fetu steht in mancher Beziehung über Braun durch seine Darstellung der Religion der Neger von Nordguinea; im übrigen aber erhebt es sich durchaus nicht über das Niveau der Braunschen Schrift. Brauns Bericht übertrifft somit an Klarheit und Wahrheit die meisten hier in Betracht kommenden Litteraturerzeugnisse ähnlicher Art.

Der Hauptwert von Brauns Reisebeschreibung liegt auf völkerkundlichem Gebiete. Er ist ein guter Beobachter, und seine Angaben halten selbst vor einer strengen Kritik stand. Wir können bei Braun nicht

etwa eine fortschreitende Entwicklung seiner Fähigkeiten als Reisender beobachten, sein Bericht zeichnet sich vielmehr durch eine grosse Gleichmässigkeit in der Darstellung aus, es ist ein planmässiges Werk aus einem Guss. Es entstand nicht in einzelnen Abschnitten nach jahrelangen Pausen, sondern wohl überlegt an der Hand vorhandener Aufzeichnungen in Basel. Dies lässt sich daraus schliessen, dass ähnliche oder gleiche Einrichtungen und Sitten der Neger nur einmal angegeben werden; erwähnt er sie in Loango, so berichtet er nichts davon in Nordguinea. Es erklärt sich dies, wenn man sich in die Anschauungen jener Zeit versetzt, die nichts von einschneidenden Unterschieden der Neger unter einander wusste, der Neger gleich Neger war und die Westafrika als das „Land der Schwarzen“ bezeichnete. So erklären sich scheinbare Lücken in den einzelnen Reisenotizen; er berichtet nichts von den üblichen Gottesurteilen in Nordguinea, weil er sie schon bei Loango erwähnt hat; er beschreibt an der Goldküste nur die umständliche Art von Ackerbau, da er die gewöhnliche Art schon in seiner ersten Reise erwähnt hatte; ebenso schildert er hier den Nutzen der Palme ausführlich, während er ihrer in Nordguinea nur mit wenigen Zeilen Erwähnung thut. Die Aufzählung dieser Gewohnheiten liesse sich noch verlängern, aber man erkennt schon hieraus das Bestreben Brauns, sich in seinem Berichte möglichst kurz zu fassen, jede Wiederholung zu vermeiden. Wenn sich dieser Standpunkt auch nicht immer rechtfertigen lässt, so entgeht Braun doch dadurch dem Fehler so vieler anderer Reisenden, die sich vor Wiederholungen und daraus entspringenden Unklarheiten und Verwechslungen nicht zu retten wissen. Braun ging ganz systematisch zu Werke. Er machte zwei grosse Reisen, einmal nach Nord- und einmal nach Südguinea.

Er merkt dabei an, was ihm bei den einzelnen Völkern bemerkenswert erscheint. Der längere Aufenthalt in Loango und Kongo genügte, um von diesen Ländern wertvolle, zusammenhängende Angaben zu liefern, die ein Ganzes bilden. Das Reisen an der Nordküste von Guinea aber war anderer Art, es richtete sich ganz nach dem Handel, einmal an diesem Ort ein längerer Aufenthalt, an jenem ein kürzerer, dann ein Zurückgehen auf den vorher besuchten Platz, dann wieder ein Überspringen einer grossen Küstenstrecke und so fort. Dieses unstete Verweilen, dieses fortwährend unterbrochene, niemals zu einem sichern Schluss gelangende Beobachten der Reisenden musste natürlich auch seine Wirkungen auf die Niederschriften der Betreffenden ausüben: um vollständig zu sein, mussten sie Anderer Beobachtungen zu Hilfe nehmen, und von welchen Folgen dies Verfahren begleitet war, haben wir oben erörtert, oder der Bericht blieb bruchstückartig, wie uns die zweite Reise Brauns vorliegt, die so eigentlich ein Masstab dessen ist, was ein Reisender auf einem Kauffahrer zu leisten im stande war, und die uns beurteilen lässt, wieviel Beobachtungen wohl Marees und Villault de Bellefond als eigene bezeichnen können. Doch sollte Brauns Beschreibung von Nordguinea kein Bruchstück bleiben; sie erfuhr vielmehr eine Ergänzung, aber nicht durch Zuhilfenahme fremden Materials, sondern durch eigene Beobachtungen Brauns, die er während eines mehrjährigen Aufenthaltes an der Goldküste zu machen im stande war, und die er in seiner dritten Reise niedergelegt hat.

Auch was die Ausdehnung des Gebiets betrifft, das Braun bereiste, so übertrifft er darin alle die erwähnten Reisenden. Ihr Thema handelt immer nur von einem kleinen Teile der westafrikanischen Küste; alles andere ist Zusatz. Braun aber behandelt sämtliche Teile der

Küste von Sierraleone bis zum Kongo und berichtet über sie aus eigener Anschauung. Braun ist ferner auch der erste, dem wir Nachrichten über die wohl bis dahin zuweilen besuchte, aber noch niemals beschriebene Loangoküste verdanken.

Auch in seiner Auffassung des Gesehenen unterscheidet sich Braun vorteilhaft von den andern Reisenden. Diese urteilen vom Standpunkt des kultivierten Europäers aus und legen an alles den Masstab ihrer Heimat an. Dadurch gelangen sie natürlich zu einem völlig schiefen und einseitigen Urteil über den Neger, dem sie aus seiner Unwissenheit und tiefem Kulturstufe einen Vorwurf machen, anstatt das, was der Neger leistet, anzuerkennen, wie wir es bei Braun häufig finden. Namentlich Marees, Müller und Bosmann sehen in dem Neger immer nur das rohe Naturvolk und beurteilen es dementsprechend. Braun sieht tiefer, er erkennt das, was der Neger auch mit geringen Hilfsmitteln zu leisten im stande ist, an⁵⁹⁾.

Dass neben allen Vorzügen auch verschiedene Mängel in dem Werke Brauns enthalten sind, wurde schon eingangs erwähnt, gleichzeitig auch behauptet, dass diese den Wert des Berichtes nicht erschüttern können. Man könnte Braun vorwerfen, dass er auch, wie jeder andere Reisende, mancherlei berichtet, für dessen Wahrheit er nicht einstehen kann; ferner könnte man ihn des Aberglaubens, der Parteilichkeit und der Unvollständigkeit in seinem Bericht beschuldigen.

Was den ersten Punkt betrifft, so handelt es sich um Mitteilungen meist historischen Inhalts, die den Umfang einer kurzen Bemerkung nicht überschreiten. Es wurde schon an andrer Stelle über den Wert seiner Angaben betreffs des Überlandwegs von Kongo nach Sofala, der Einfälle der Jagger und der

Geschichte des Kongoreichs gesprochen. Hier sei nur noch auf die Ansicht Brauns hingewiesen, die er auch weiter ausführt, dass die Franzosen, nicht die Portugiesen, die Entdecker der Goldküste und die Erbauer des festen Platzes Mina seien. Seine Behauptung gründet er auf die Aussagen alter Neger. Dies ist allerdings bedenklich. Aber immerhin ist Braun der erste, bei dem diese Ansicht auftritt⁶⁰). Sie kann dem Hass gegen die Portugiesen entsprungen sein, sie kann aber auch auf Wahrheit beruhen. Die Seetüchtigkeit der Franzosen war schon vor dem portugiesischen Entdeckungszeitalter bekannt, aber die Möglichkeit, dass französische Kaufleute eine so wichtige Entdeckung gemacht hätten und dass diese dann wieder der Vergessenheit anheimgefallen wäre, ohne dass die Mitwelt auch nur die leiseste Kunde davon gehabt hätte, ist kaum zu glauben. Bellefond und nach ihm Labat kämpften am energischsten für die Wahrheit dieser Behauptung, ohne jedoch stichhaltige Gründe anführen zu können⁶¹).

Man könnte gegen Braun weiterhin den Vorwurf des Aberglaubens erheben, wenn er berichtet, dass der Komet vom 24. November 1618 „zweifelsohne gross Blutvergiessen bedeutet hat“ und ihn mit den Kriegen an der Goldküste und dem 30jährigen Kriege in Verbindung bringt. Aber was will dieser Volksglaube, der auch heute noch nicht ausgestorben ist, besagen gegen die erstaunlichen Fabeln anderer Reisender?

Dass Braun parteilich urteilt, wenn er auf europäische Nationen zu sprechen kommt, ist aus der Zeit heraus erklärlich; dass er namentlich von Spanien und Portugal nichts Gutes zu berichten weiss, ist nicht auffallend, es würde diesen schliesslich selbst schwer gefallen sein; dass er vom Sklavenhandel nur anderer Nationen spricht, ist nicht gegen die Wahrheit; den Holländern war er

nicht gestattet und wurde, wenn er vorkam, den Schiffen der Generalstaaten gegenüber wegen der Strafe verheimlicht, so dass Braun nichts erfuhr.

Die Unvollständigkeit des Berichts tritt uns besonders da entgegen, wo es sich um Darstellung der religiösen Gebräuche handelt. Auch einige kleine, an anderer Stelle erwähnte Irrtümer über einige Negerbräuche seien hiehergerechnet. Die Schwierigkeit derartiger fehlerloser, genauer Beobachtungen finden wir in jedem Reisebericht betont. Für Braun aber mag das Wort eines Meisters der Beobachtung afrikanischen Lebens, Oskar Baumanns, als Entschuldigung dienen: „So lange ein Forscher sich mit den rein äusserlichen Eigenschaften eines Volkes beschäftigt, ist seine Aufgabe verhältnismässig leicht, denn direkte Beobachtungen können seinen Studien zu Grunde liegen. Sowie er jedoch dem innern Leben, den nationalen Sitten und Gebräuchen seine Aufmerksamkeit zulenkt, stellen sich ihm mächtige Schwierigkeiten entgegen. Jahrelanges gründliches Studium, genaue Kenntnis der Sprache und Eigenheiten kann hier allein zur Vollständigkeit führen“.

Trotz aller dieser Vorzüge und der geringen Mängel ist es wenig, was wir über die Wirkung von Brauns Reisewerk zu berichten haben. In welcher Weise es auf uns gekommen ist, wurde schon oben erwähnt. Mit dem Werke selbst beschäftigten sich zum ersten Male Camus, ein Franzose und Asher, ein Engländer, insofern, als ersterer ein „Mémoire“ über die Sammlung der Gebrüder de Bry veröffentlichte und letzterer ein „Bibliographical Essay“ über Hulsius' „Schiffahrten“ herausgab. Beide geben eine Mitteilung über den Reiseweg Brauns, gehen aber auf den Inhalt des Buches nicht ein. Das Endurteil über Braun und seine Schrift fällt hier wie da lobend aus. Asher fasst sich äusserst kurz; das Urteil

des Camus können wir nicht in allen Punkten unterschreiben. Er hält Braun für eine Art Abenteurer, aber brav und pflichtgetreu. Der Bericht mache den Eindruck der Natürlichkeit und Wahrheit, aber wenn es sich um Geld oder Gefahren handle, werde er zum Aufschneider. Dass Braun ein gutes Teil Abenteuerlust besass, wurde schon eingangs erwähnt; dass er aber jemals betreffs seiner Abenteuer übertreibe, lässt sich mit dem besten Willen nicht aus seinem Buche herauslesen; die persönlichen Erlebnisse treten sogar auffallend stark in den Hintergrund. Geradezu unverständlich aber ist die Bemerkung, dass Braun aufschneide, wo es sich um Geld handle. Was Camus dann weiter schreibt, erhält aber unsern vollen Beifall; er bedauert, dass Braun so wenig benutzt werde und lobt die Gebrüder de Bry, dass sie Brauns Bericht über Guinea dem des Lopez über Kongo anfügen; es sei eine Ergänzung desselben und Braun scheine besser zu beobachten als Lopez.

Dies ist das Ausführlichste, was über Braun je veröffentlicht wurde; sonst tritt er nur spukhaft auf. Er zeigt sich hier und da einmal; seinen Namen kennen alle, gesehen haben ihn wenige, und manche bezweifeln seine Existenz. Dass er nicht ganz vergessen war, beweisen einige Notizen aus seinem Buche, die Bastian in seinen Arbeiten über die Loangoküste bringt⁶²). Wo er sonst noch erwähnt wird, ist dies nur in sehr untergeordneter Bedeutung geschehen⁶³). Ausführlich benutzt hat ihn eigentlich nur Dapper in seinem Afrika. Er nennt ihn da in der Vorrede einen „berühmten Schreiber“, jedenfalls nur als Reklame für sich selbst. Übrigens giebt er nicht an, wieweit er Braun benutzt hat, ausser an zwei bedeutungslosen Stellen⁶⁴).

Im Jahre 1747 erschien in Leipzig die „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande etc.“,

eine Übersetzung des grossen englischen Reisewerks. Aber in keinem der vielen Bände ist Braun ein verdienter Platz gegönnt; dass man ihn kannte, beweisen zwei Randglossen⁶⁵).

Auch Ehrmanns „Geschichte der merkwürdigsten Reisen“, geht nicht auf das Buch Brauns ein; es findet sich vielmehr darin nur folgende Angabe: „Reise des Samuel Bruno oder S. Braun, im Jahre 1611. Dieser Samuel Braun war ein Wundarzt von Basel und soll in angezeigtem Jahre eine Reise nach Afrika gemacht haben Den neueren Geographen ist sie unbekannt, dem Titel nach findet sich diese Reisebeschreibung in folgendem Werke: Lopez, Beschreibung des Königreichs Kongo, nebst einem Anhang, inhaltend fünf Schiffahrten S. Brauns etc. Mehr ist nicht davon bekannt“. Sie hätte aber bei einiger Sorgfalt doch bekannt werden können, denn sie ist wirklich unter diesem Titel vorhanden; nur haben sie die Gebrüder de Bry nicht unmittelbar der Reise angefügt, die den 1. Teil des 1. Bandes bildet, vielmehr macht Brauns Reise den Schlussteil des zweiten Bandes aus. Dass man Brauns Schrift wirklich für verloren hielt, beweist eine andre Bemerkung Ehrmanns: „Da Blomerts und Brunos Schriften nicht bis auf uns gekommen sind, so giebt ihre Benutzung der Dapper'schen Arbeit desto mehr Wert.“ (p. 192.) Auch der Abbé Proyart suchte Brauns Schrift vergeblich und sagt, nachdem er von der Loangobeschreibung Battels gesprochen und zu der Merollas übergehen will, der 1682 als Missionar nach Kongo ging, „ihm (Merolla) würde ich Samuel Braun vorsetzen, der ein Arzt von Basel war und 1611 eine Reise nach Kongo gemacht haben soll; allein ich kann seine Reisebeschreibung, die nach Astley im ersten Bande der India orientalis von de Bry stehen soll, nicht finden“.

Hiermit ist die bisherige Stellung Brauns in der Wissenschaft gekennzeichnet; man kann also mit vollem Rechte behaupten, er hatte überhaupt keine. Es ist bedauerlich, dass die Ergebnisse der Reisen Brauns nicht in die Wissenschaft übergingen. Die Schuld daran trägt die grosse Bescheidenheit unseres Landsmannes und die Unbescheidenheit der meisten andern Reisenden seiner Zeit, die ihre winzigen Verdienste prahlerisch aufbauschten. Die Gerechtigkeit aber erfordert, dass diese Leute ihres falschen Ruhms entkleidet werden, und dass das wirkliche Verdienst Würdigung finde. Brauns Reisebeschreibung nimmt in der ganzen Reihe von Lopez bis Carli unbedingt die erste Stelle ein, trotzdem ihr Verfasser ein Mann ohne gelehrte Bildung war, trotzdem er nur zufällig Afrikareisender wurde und mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Wir haben versucht, im Vorstehenden den Beweis für diese Behauptung zu erbringen. Abgesehen davon, dass Braun ein selbständiges und durchaus zuverlässiges Werk schrieb, ein Vorzug, der ihn allein schon über alle die andern Genannten stellt, war er der einzige, der ganz Westafrika aus eigener Anschauung kennen lernte und beschrieb; er war kein flüchtiger Durchreisender, er hatte meist Zeit, eingehende Beobachtungen zu machen. Er ist der erste, dem wir zuverlässige Nachrichten über Nordguinea verdanken, er ist ebenso der erste, der über die bis dahin völlig unbekannte Loangoküste wertvolle, ausführliche und wahrheitsgetreue Nachrichten veröffentlichte, er ist der erste Deutsche, der mit einem wissenschaftlichen Reisebericht über Afrika in die Öffentlichkeit trat.

Anmerkungen.

- 1) Hakluyt, The principal navigations. II. 11.
- 2) Hakluyt, The principal navigations. II. 23.
- 3) Hakluyt, The princ. navig. II.
- 4) Paulitschke, geogr. Erf. d. afr. Kontinents. p. 65.
- 5) Vergl. Allgem. Historie d. Reisen etc. III. cap. I.
- 6) Hakluyt, a. a. o., II.
- 7) Allgem. Hist. d. Reisen, IV.

8) Ratsprotokoll vom 11. Juni 1623: „Samuell Braunen, so gehen Lihstall zeucht ist von dato zwei jahr das Bürgerrecht auffzuhalten und der einsitz droben verwilliget, doch daz nach Verfliessung dieser Zeitt er wiederumb allhero ziehen oder leibeigen schwehren solle.“

9) Ratsprotokoll vom 4. Juni 1627: „Samuel Braun der Balbierer so zu Lihstall wohnet, bittet umb fernere Bewilligung alda zu bleiben und ihme sein Burgrecht entzwischen auffzuhalten. Ist noch ein jahr bewilligt, doch dasz er seiner zunft die schuldigkeit wie auch das Soldatengelt abstatte.“

10) Ratsprotokoll vom 18. Dezember 1644: „Meister Samuel Braun der Spittal-Scherer hat supplicando gebetten etc.“

11) Wilhelm Verhuffen erzählt (Bry X): „den 14. disz (Januar 1608) seynd sie desz Morgens früe an die Barrels kommen / welches dann sehr hohe Steinglipffen seyn / daselbst seynd alle diejenigen / so noch niemals daselbst vorübergefahren / dreymal von der groszen Rehe ins Wasser geworffen und getaufft worden.“ Carli (p. 18): Es pflegen die Portugesen / wann sie diese gefährliche lineam Aequinoctialem übersegeln / ein Fest (von ihnen Galioffa genannt) um von Gott eine glückliche

Ueberfarth zu erlangen / zu halten. Diejenigen / die niemals durch diese lineam geschiffet seyn / müssen eine Merenda oder andere Galanteria zahlen / und wann sich dessen einer widriget / kommen die Schiffer und führen ihn gebunden vor den Richterstuhl / worauff ein Schiffer mit einem Richterrock angethan / sitzt / der den Widerspenstigen dreymal ins Meer gedunket zu werden / verurtheilet. Dieses pflegt man auch bey der Meerenge zu Gibraltar / bey Cabo di buona speranza / bey der Magellanischen Straszen / und anderen gefährlichen Orthen zu thun.“ Bellefond (p. 32) nennt diese Sitte der Meertaufe einen holländischen Brauch, allerdings nur in Bezug auf die Berlingainseln. Es wäre gewiss interessant, an der Hand der zahlreichen Schiffsfahrtsberichte jener Zeit nachzuweisen, von wem diese alte Matrosensitte herrührt. Die Lage dieser Berlingainseln giebt Bellefond an: „le trente et dernier jour de Novembre, l'élevation fut à trente-neuf degrez quarante minutes hauteur des Barlises, Isles sur les costes de Portugal, vingt lieües au Nord-Nordouest de la rivière de Lisbonne.“

¹²⁾ Dapper (Inseln p. 74): Auf Majo ein frischer Bach / wol drey kleine Meilwegs lang / aus den Bergen kommt niederstürzten / fürnemlich zur Regenzeit. Das Wasser ist sehr klar / wird aber nicht vor gesund gehalten / weil es salzicht / fürnemlich bey truckenem Wetter / da dieser pfuhl sehr seichte ist.“

¹³⁾ An den Kapverden begegnete Bontekoe zwei holländischen Schiffen, die berichteten, statt der erhofften Erfrischung auf der Insel Majo hätten ihnen die Spanier drei Mann getödet. (A. H. d. R. VIII. p. 379: W. J. Bontekoe, Reise nach Ostindien 1618—1625.)

¹⁴⁾ Die Matthäusinsel ist lange Zeit, bis Anfang dieses Jahrhunderts auf Karten zu finden, und auch

in Ritters Geogr. statist. Lexikon (1895) ist St. Mathieu als „kleine Insel im atlantischen Ozean an der Küste von Oberguinea“ aufgeführt. Einen längeren Aufsatz, der sich mit dem Nachweis beschäftigt, dass die Matthäusinsel in Wirklichkeit nicht existiert und nur eine Verwechslung mit Annobon ist, finden wir in der „Corresp. astr. I, p. 488. Wir entnehmen demselben folgendes: Im Jahre 1799 wurde das französische Schiff „L'Espérance“ auf der Fahrt nach dem Kap d. g. H. plötzlich vom Sturm erfaßt, dass niemand auf dem Schiffe wusste, wo man sich befand. Endlich kam eine ziemlich hohe Insel in Sicht, waldig, mit einem Berg, die anscheinend bewohnt war. Man riet auf St. Thomas und auf St. Mathieu. Da man Wasser brauchte, gab man ein Signal, ein Boot verliess die Insel und der Gouverneur derselben, ein Neger, kam an Bord. Nach vielen Fragen erfuhr man, wo man war. Bestürzt sah man sich an, es war nicht die Insel eines Heiligen, es war Annobon, das 1461 am Neujahrstag von den Portugiesen entdeckt worden war. Wäre das Schiff nicht in den Hafen eingelaufen, so hätte man schliesslich gesagt, man hätte die Insel St. Mathieu gesehen, und man hätte es geglaubt. Die Existenz der Insel kann aus folgenden Gründen geleugnet werden: kein moderner Schiffer ist an dieser Insel gelandet oder hat sie auch nur gesehen, während sie doch direkt am Wege nach dem Kap liegt und man hat alle anderen Inseln so oft gesehen und angelaufen: St. Paul, Fernando Noronha, Rocca, Ascension, St. Helena etc. Weshalb hat niemand diese Insel berührt? Danzel, engl. Gouverneur von C. Coast Castle, ersuchte 1799 und 1802 die Insel aufzufinden, doch ohne Erfolg. Jedermann weiss, fährt de Zach fort, dass im Mittelalter die Längenbestimmungen auf dem Meer eine unbekanntere Sache war. Annobon und St. Mathieu liegen

auf derselben Breite, aber in der Länge besteht ein Unterschied von 13°. Wenn sich 1799 ein Schiff irren konnte, ist ohne Mühe zu begreifen, dass sich noch viel eher Schiffe 1461 und 1516 täuschen konnten. 1461 wurde die Insel entdeckt, man gab ihr eine Länge von 23°, 1516 wurde die Insel nochmals entdeckt, man gab ihr 13° weniger, der eine nannte sie Annobon, der andere S. Matheo.“ Dapper beschrieb die Insel S. Matheo und R. Kapel (in der Vorrede zu Müller, Fetu) sagt, „es ist dienlich anzumerken/dass die Insel S. Matthäi für ein / im Meer treibendes Eiland / von vielen gehalten wird / weil es selten / und wie dafür gehalten wird / an unterschiedenen Orten zu Gesicht kommt.“

¹⁵⁾ Segelhandbuch des Atlantischen Ozeans p. 70.

¹⁶⁾ In keinem der Schiffahrtsberichte ist eine gleiche Bemerkung zu finden; aber ähnliche Einrichtungen scheinen auch anderweit in Gebrauch gewesen zu sein, so berichtet das Geogr. krit. Lex. (I. p. 1529): „Es ist auf der Insel (Ascension) ein Ort, den man die Poststube nennt, woselbst alle diejenigen, welche anländen, einen Brief zurücklassen, darinnen sie die Zeit ihrer Ankunft und Abreise von dieser Insel bezeichnen, und was sie sonst für dienlich achten / denjenigen / welche nach ihnen ankommen, kund zu thun. Man legt diesen Brief in eine verstopfte Flasche, welche die Neuangekommenen zerbrechen und an deren Statt eine neue setzen.“

¹⁷⁾ Die Heimfahrt erfolgte wieder über Kap Lopez; Braun sagt, er habe drei unterschiedliche Reisen dahin gethan. Das erste Mal war er da auf seiner ersten Guineareise, das zweite Mal auf der Heimkehr von derselben, das dritte Mal auf der Rückkehr von Fort Nassau. Die Segelschiffe, die die Goldküste befahren

hatten, benutzten von Kap Lopez aus den Südostpassat zur Heimfahrt.

18) Braun schreibt statt Cadiz Calles-Malles, richtiger Calis-Malis, wie der Hafen von Cadiz auch genannt wurde. Die Klippe, die Braun den „spitzen Felsen de Porcus“ nennt, ist identisch mit dem Felsen Las Puercas, der am Eingang des Hafens liegt.

19) Statt Scilly-Inseln schreibt Braun Surles-Inseln, nach dem holländischen Surlings-Inseln.

20) Eine interessante Zusammenstellung von verschiedenen Harmattanbeobachtungen durch Guineareisende, von Dapper bis zur jüngsten Zeit, finden wir in den M. a. d. S. III. 27. ff: Dankelmann, „Beiträge zur Kenntnis des Klimas des deutschen Togoland und seiner Nachbargebiete an der Gold- und Sklavenküste.“

21) Tuinis, nach dem holländischen Duyns, Dünen, ist die grosse Rhede the Downs bei Deal und Walmer an der Ostküste Englands, südlich der Themsemündung.

22) Die Aggriperle wird von Braun — abgesehen von etwaigen portugiesischen Aufzeichnungen — zum ersten Male in einer Reisebeschreibung erwähnt. Er hält sie, wie nach ihm viele andere, für eine Korallenart. Seine Ansicht hat Dapper (p. 490) aufgegriffen und noch weiter ausgeschmückt, wenn er schreibt: „Acori / welches ein blaues Koral ist / das man mit Tauchen aus dem Grunde holet: denn es wächst / eben wie anders Koral / baumweise auf einem steinichten Grunde / im Wasser. Dieses Acori / davon die Einwohner länglichrunde Korallen zu schleifen wissen / führen die Holländer an den Goldstrand / und verhandeln sie allda den Schwarzen.“ Den Grund zu dieser Annahme der Herkunft finden wir in den andern Berichten, die mitteilen, dass die Aggriperle aus der Erde

gegraben werde, besonders häufig am Strande. Nach Müller (Fetu, pag. 153) wird dieses „Edelgestein / einer himmelblauen / auch gelben Farbe / so ganz hell und durchscheinend / bei Ardra in einem Fluss gefunden.“ Wie auch alle die Vermutungen über Herkommen und Art dieser Perle sein mochten, die sowohl von europäischen Reisenden wie Bosmann, Isert, Römer, Loyer u. a., als auch von den befragten Negern gemacht wurden, soviel steht fest, dass keiner sich die Sache erklären konnte. Daraus ergibt sich klar, dass keines der europäischen Handelsvölker die rätselhafte Perle nach Guinea gebracht hatte, auch die Portugiesen nicht; denn der portugiesische Handel, der zu Brauns Zeit erst auf 130 Jahre zurückblickte, war noch nicht so alt, als dass bei den Negern nicht eine Erinnerung oder Überlieferung von dem portugiesischem Perlenhandel hätte zurückbleiben sollen. In den Allgemeinen geogr. Ephemeriden, 1803, p. 310, in „Legroings Bericht von einer Reise nach Benin 1787“ wird von Korallenschnuren gesprochen. Dazu findet sich die Anmerkung: „aus den widersprechenden Berichten der Reisebeschreiber lässt sich nicht genau bestimmen, was dies für Korallen sind, die hier so grossen Wert haben. Sind es Agrien (Acoris), von welchen Römer (pag. 16) sagt, es seien zolllange, porzellanartige, sehr schöne Röhrchen / von welchen man nicht weiss, wo sie verfertigt werden, indem man sie bloss in den Gräbern der Beniner findet? Da man vermutet, dass die Beniner früher eine höhere Stufe der Kultur erreicht hatten als jetzt, so glaubt man, dass sie damals geschickt genug gewesen seien, die Agrien zu fabrizieren, von welchen alle älteren Reisebeschreiber sprechen.“ Diese Annahme, dass die Aggriperlen ein an der Westküste Afrikas einheimisches Fabrikat seien, hat zwar etwas ungemein Verlockendes, aber sie

lässt sich nicht aufrecht erhalten, denn Andree (Zeitschr. f. Ethn. XVII, p. 110 ff.) hat zusammengestellt, dass diese Perlen in allen fünf Erdteilen verbreitet sind. Diese Thatsache kommt für uns nur insofern in Betracht, als dadurch die Annahme der Herstellung in Benin hinfällig wird. Seine Ansicht, als Heimat der Perlen Egypten, den Ursitz der Glasfabrikation anzusehen und als Verbreiter der Perlen die Phönizier, berichtigt Andree dahin, dass „wenigstens Muster und Modell ursprünglich ist, und bis heute in Venedig nachgeahmt wird.“ (Zeitschr. f. Ethn. XVII. 1885; Sppl. p. 373). An derselben Stelle wird Venedig als der Fabrikationsort nachgewiesen, und die Venetianer selbst waren die ersten Verbreiter dieser Perlen. So gelangten die Aggriperlen auch durch Venetianer nach Westafrika, nicht direkt, sondern durch Zwischenhändler. Die Handelsbeziehungen der Venetianer zu Indien sind alt. Von hier aus gelangten die Perlen durch arabische und indische Händler nach Ostafrika. Von da fanden sie ihren Weg durch unbekannte, aber sicher anzunehmende Handelsverbindungen und durch Völkerverschiebungen nach dem Westen. So lässt sich auch das Vorkommen der Perlen in Basutoland, das Merensky (Verh. d. berl. Ges. f. Anthrop.; Ethn. u. Urgesch. 1882, p. 543) erwähnt, erklären.

²³⁾ Ratzel, Völkerkunde, I. p. 364.

²⁴⁾ Entgegengesetzter Meinung, was den letzten Punkt anbetrifft, ist J. Snoek (Bosmann 568), während er die Kleidung nahezu übereinstimmend beschreibt: „Ihre Kleider sind nicht ungleich einem Hemde mit weiten Ärmeln / und hangen ihnen über die Knie / oder besser zu sagen / nicht anders als ein Überrock anzusehen. Dagegen haben die Frauensleute mitten um den Leib ein Stück feines Gezeuges sehr eng zusammengebunden / und brauchen keine Oberbinde wie die in

Guinea: ingleichen keine Hosenbände / sondern gehen zuweilen ganz nackend / ohne die geringste Scheu und Scham zu haben.“

25) Dapper unterscheidet hiernach einen Fünfband- und einen Sechsbandstrand. Letzterer finde sich zu Cap Lahou, wo man sechs Streifen nebeneinander zu nähen pflegt, der erstere dagegen bei Korbi Lahou, wo man nur fünf zusammenfüge, und diese seien auch gröber im Gewebe als jene.

26) Der fortschreitende Einfluss des europäischen Handels auf die Gewohnheiten der Negerbevölkerung wird charakterisiert durch eine Bemerkung Müllers (Fetu, p. 152.), zu dessen Anwesenheit fünfzig Jahre nach Braun, sich an der Goldküste in der Kleidung der Eingeborenen schon ein grösserer Luxus geltend machte. Während „ein Kleid von einem alten Leinlachen“ zu Brauns Zeit „ein köstlich Gewand“ war, trugen die Wohlhabenderen später „nicht nur ein feines Unterkleid / von Rasch / köstlichem Leinwand / auch Seidenzeug / sondern auch ein kostbares Oberkleid / welches von den Schultern bis auf die Füsse reicht.“

27) Wie in der Kleidung, so war auch in Bauart der Häuser der fremde Einfluss unverkennbar, und Müller (Fetu, 147.) schreibt, nachdem er die einheimischen Bauten übereinstimmend mit Braun beschrieben hat: „Ob nun zwar diese Art Häuser zu bauen / unter die Einwohnern des Landes die älteste und gemeinste ist / so siehet man doch / dass viele unter ihnen gefunden werden / welche von den im Fetuischen Lande negotiirenden Christen mit der Zeit gelernet haben / auf welche Weise sie weit bessere und ansehnlichere Häuser erbauen können.“

28) Aus Müllers Bericht über Fetu und Barbots über die Guineaküste (A. H. d. R. IV. p. 246/7) geht

hervor, das wir zunächst zwei Getreidearten zu unterscheiden haben: Mais und Hirse. Beide wurden allgemein als „Hirse“, port „Milho“ bezeichnet, und zwar nach der Grösse ihrer Körner als „grosse“ bezw. „kleine.“ Unter „milho grande“ haben wir den Mais (*Zea*) zu verstehen, unter „milho piqueno“ aber zwei verschiedene Sorten Getreide, nämlich *Sorghum cernuum* und *Duchn* (*Penicillaria*). Braun macht zuerst auf diesen Unterschied aufmerksam, indem er die Dreizahl angiebt. Dass es sich aber in allen diesbezüglichen Reisebeschreibungen um diese drei Pflanzen handeln muss, geht aus den Stellen hervor, die den Anbau beschreiben. Sämtliche Reisende beschreiben den Anbau der „kleinen Hirse“ immer so, dass er nur auf *Penicillaria* (*Duchn*) Anwendung finden kann, während Braun den Anbau der einen Getreideart als sehr umständlich schildert, während er den einfachen Hackbau der Neger anscheinend mit Stillschweigen übergeht. Der Grund dafür ist, dass er den letzteren schon in seiner ersten Reise erwähnt, und dann bei Beschreibung der Goldküste, um eine Wiederholung zu vermeiden, nur den Anbau von *Sorghum cernuum* bringt. Dass nur diese Pflanze gemeint sein kann, beweist ein Vergleich der Mitteilung Brauns mit den Angaben Nachtigals (Sah. u. Sud. II., 654) über „*Sorghum cernuum* (massakua), das im Beginn der 2. Hälfte der Regenzeit auf schwerem Boden, am schlammigen Rande von Wassertümpeln, ausgesät wird. Sobald die Regenzeit endet, und der Boden etwas trocken geworden ist, nimmt man die jungen Pflanzen aus der Erde und verpflanzt sie einzeln über die zuvor mit Wasser bedeckte Fläche, giesst sie an und lässt sie dann mit Hilfe des Bodenwassers und des Herbsttaues wachsen und reifen. Die Ernte findet 2 $\frac{1}{2}$ Monat nach der Aussaat statt.“

²⁹⁾ Eine ganz ähnliche Art, Speise zu bereiten, fand auch noch Güssfeldt (Loango-Exp. I. p. 72). „Ich sah nun, wie die durch mehrtägiges Liegen im Wasser wohlgebleichten Wurzelknollen in frische Baumblätter gewickelt und so über dem Rande eines mit Wasser gefüllten Kochtopfes aufgepackt wurden, dass das Ganze wie ein grosser Kohlkopf aussah. Also nur die Dämpfe des kochenden Wassers dienten zur Garbereitung.“

³⁰⁾ Müller bringt den Namen Broddi (brody) sowohl für die Früchte der Banane als auch für die Knollen der Batate in Anwendung. Das Brot selbst nennt er Cantje oder Cantie, Marees schreibt Kangues und meint damit das Maisbrot. In d. A. H. d. R. IV. p. 129. heisst es: „Ausserdem machen sie eine Art von runden, gedrehten Kuchen, Quanquais oder Kanki genannt.“ Mit der Wurzel, die zur Brotbereitung dient, meint Braun die Yamswurzel, während das „Obst“ entweder die Frucht der Banane ist, oder, was wahrscheinlicher, der Ingber, den auch Marees als Heilmittel für „Bauchlauf“ empfiehlt.

³¹⁾ Vergl. Anm. 41.

³²⁾ Dass sich der Geschmack der Neger in dieser Hinsicht noch nicht im mindesten gebessert hat, geht aus einer Bemerkung des Hauptmanns Kling über seine Träger hervor: „Die Neger müssen ganz abnorme Magen haben; alles was ihnen unter die Hände kommt, wird gegessen etc.“ (M. a. d. Sch. III., 150.)

³³⁾ Bosmann (Guinea, 251) bemerkt hierüber, dass jedes Kind drei Namen bekomme, von dem Tag der Woche und von seinen zwei Grossvätern, bezw. Müttern. Ebenso kurz sind Müllers (Fetu, 186) Angaben: „sie geben dem Kinde am 13. Tage / nach einem ihrer guten

Freunde oder Bekannten / einen Namen. Es macht auch an demselbigen Tag der Vater / dafern sein Vermögen sich soweit erstreckt, ein Gastmahl.“

³⁴⁾ Dapper schreibt übereinstimmend mit Braun, ihn aber nicht als Quelle benutzend: „Alle und jede an der See gelegenen Dörfer werden durch einen Dorf-obersten oder Hauptmann / den sie Banffo nennen / und Unterhauptläute oder Caboseren / in des Königs Namen beherrscht.“

³⁵⁾ Vergl. Nkassatrinken Anm. 54.

³⁶⁾ Dieses Bild des Kampfes veränderte sich bald. Die Zeiten, dass die Eingebornen einzig und allein auf ihre landesüblichen Waffen, auf Speer, Bogen, Pfeil, Messer und Schild angewiesen waren, da es die Europäer streng vermieden, Feuerwaffen in die Hände der Neger gelangen zu lassen, gehörten schon wenige Jahrzehnte nach Braun der Vergangenheit an. Schon Braun berichtet von dem Bestreben der Eingeborenen, Schusswaffen in ihre Hand zu bekommen (p. 79), während er an anderer Stelle schreibt, nur für Weiber hätten Glasperlen noch Anziehungskraft, Eisen sei die Ware für Männer (p. 79). Das Verlangen der Eingebornen, europäische Waffen zu besitzen, blieb nicht lange ungestillt, Habsucht und Konkurrenzneid führten die Europäer dahin, auch Flinten in den Handel zu bringen. Müller sagt bereits, „sie halten auch eine wohlgeladene Muskete in Kriegszeiten für das beste und nützlichste Gewehr. Nunmehr ist dasselbe eine gemeine freie Handlung geworden / gestalten man mit Verwunderung siehet / wie alte und neue Musketen haufenweise daselbst verkauft werden.“ (126.) Ob die Neger mit diesen Schiessgewehren grossen Schaden angerichtet haben, ist eine andere Frage; anzunehmen ist es kaum. Und das Bild, das Bosmann von einem solchen Feuergefecht der Neger

entwirft, wirkt mehr erheiternd als erschreckend. „Sie stehen auch niemals aufrecht im Treffen / sondern laufen ganz krumm und gebückt / damit ihnen die Kugel über den Kopf gehen möge. Andere kriechen zu den Steinen / und wenn sie auf einen Musketenschuss einander genähert / geben sie eine Salve / und laufen damit wieder zurück zu den Ihrigen / damit sie wieder laden und von neuem auf vorige Art schlagen können. Mit einem Wort, / sie machen soviele krumme / seltsame Händel mit Beugen / Kriechen und Schreien / (nicht anders / als ob dieses viel zur Sache thäte) / dass es einem Affenspiel ähnlicher ist / als einem Treffen.“ (Guinea, p. 222 ff.)

³⁷⁾ Die Beschreibung einer derartigen Siegesfeier findet sich bei keinem der älteren Schriftsteller, mag es sein, dass die Neger Beobachter bei dieser internen Feier nicht duldeten, oder, was allerdings weniger wahrscheinlich unter den damaligen Verhältnissen, dass Reisende keine Gelegenheit hatten, diese Zeremonie zu beobachten, weil keine Schlacht geschlagen war. Wir sind Braun umsomehr zu Dank verpflichtet, dass er Mitteilung davon macht, da die dabei stattfindende Zubereitung der Hirnschalen zu Trinkgefäßen noch heute im Hinterlande von Togo allgemein ist. Herold berichtet in den M. a. d. Sch. VI., p. 61, einen Fall, dass ein Neger Sabai einem Händler den Kopf abschneidet und dann ein Trinkgefäß daraus fertigte. Die einzelnen Manipulationen stimmen in jeder Einzelheit mit den von Braun angegebenen überein. Derselbe Forscher teilt auch mit, dass religiöse Momente bei der ganzen Feier die leitenden sind, und dass die Thätigkeit des Kopfabschneidens auf Kriegszügen „der alleinige Vorzug und das traditionelle Recht der Ältesten der einzelnen Familien“ ist, während Braun dieses Recht einem jeden zuschreibt und auch den religiösen

Hintergrund nicht näher ausführt, sondern nur andeutet.

³³⁾ Als Beispiel, wie wenig Erfolg damalige Reisende aufwiesen, das innere Leben eines Volkes zu erforschen, sei die Bemerkung von Snoek (Bosm., 568) angeführt: „Einstens fragte ich nach ihrer Religion / worinnen dieselbe hauptsächlich bestünde / und erhielt zur Antwort / in vollkommenen Gehorsam gegen ihren König und Oberherrn / im übrigen bekümmerten sie sich um nichts.“

³⁹⁾ Dass es äusserst schwierig war, Erkundigungen über die religiösen Anschauungen dieser Völker einzuziehen, geht nicht nur aus dieser Bemerkung Brauns hervor, die Menge ganz ähnlich lautender Antworten liesse sich zu einer langen Reihe verlängern. „Man sieht, je länger man im Lande weilt, ein, wie schwer es ist, die wahre Meinung der Fetischzeremonien zu ergründen. Der Detailforschung, aus der das allgemeine Prinzip allein sich abstrahieren lässt, setzen sich dadurch Schwierigkeiten entgegen, dass die Eingeborenen der Information sehr abgeneigt sind, und entweder Schweigen beobachten oder absichtlich falsche Angaben machen.“ (Güssfeldt, Loango-Ex. I. 53.) Die Mitteilung Brauns krankt nun auch aus demselben Grunde an Unvollständigkeit. Er klärt uns nicht auf über das geheimnisvolle Wesen der „Geisterstimme“, die er hier hörte. Sollte dies Gebrüll nicht identisch sein mit dem, was Dapper von dieser Küste schreibt: „Zudem pflegen seine (des Berges) Gipfel / die fort und fort mit dicken Wolken bedeckt liegen / wiewohl die Sonne zweimal gerade darüber steht / ohne Unterlass zu blitzen und zu wetterleuchten / auch ein so grosses Gerummel und Gebrumme von sich zu geben etc.“, sollte ferner nicht ein Zusammenhang zwischen d. „Schwangy“ Brauns und dem

„Donnergott Schango“ (Ratzel, Völkerk. I, 48) bestehen?

⁴⁰⁾ Vergleiche Ratzel, Völkerkunde I, 50.

⁴¹⁾ In der Beschreibung, die Braun von dem Hochzeitsfest giebt, befindet er sich in einem Irrtum. Er beschreibt unter diesem einen Titel drei verschiedene Sachen: einmal ein wirkliches Hochzeitsfest, dann die Schulung eines Fetischpriesters und drittens einen sogenannten Adelstag. Das Hochzeitsfest (p. 59.) schildert er völlig der Wahrheit entsprechend, aber mit dem Satze, dass ein solches Fest ein Adelstag genannt wurde, begiebt er sich schon auf ein neues Gebiet. Anstatt aber nun diesen Adelstag zu beschreiben, giebt er erst an zweiter Stelle den Bericht über die Heranbildung des Fetischpriesters, eine Erzählung, die gar keine andere Deutung zulässt. Da er aber das Wesen einer solchen Zeremonie nicht erfasst hatte, so giebt er sie für die schlimmen Folgen eines nicht nach Wunsch geratenen Hochzeitsmahles aus. Der Bericht über den Adelstag besteht bei ihm aus zwei Teilen, dem Gastmahl, das gleichzeitig das Hochzeitsmahl darstellt, und dann am Ende des Abschnittes aus den Angaben über den Umzug und den Zweck des Ganzen. Dies sind auch an und für sich die drei wesentlichen Teile eines solchen Festes. Wir finden Schilderungen desselben bei den meisten Reisenden jener Zeit mehr oder weniger ausführlich. Schon Marees erwähnt es, und Dapper stellt es wohl am klarsten dar (p. 477 ff.). Jeder, der sich etwas Vermögen gespart hatte, gab bei dem Dorfoberhaupt den Wunsch zu erkennen, in die Reihe der Edelleute aufgenommen zu werden. Der Wunsch wurde ohne weiteres gewährt, wenn der Betreffende der Verpflichtung nachkam, den ganzen Edelmannsstand des betreffenden Dorfes reichlich zu bewirten. Tänze und Umzüge füllten den übrigen Teil des Festes aus. Der

Zweck der Feierlichkeit war wohl die Erlangung verschiedener Freiheiten. In der Angabe derselben stehen aber Dapper und Braun auf genau entgegengesetztem Standpunkt. Dapper schreibt: „Denn er mag dann Leib-eigene kaufen / und wieder gegen andere Dinge verhandeln / welches er zuvor nicht thun möchte,“ während Braun behauptet, „diesen Aufzug halten sie darum / damit sie und ihre Kinder geadelt und gefreiet werden / dass sie niemand kaufen darf als Sklaven oder leib-eigene Knechte.“ Beide Auffassungen lassen sich jedoch sehr bequem vereinigen. Wir haben den ganzen Akt als eine Art Vermögensnachweis aufzufassen, kraft dessen diejenigen, die ihn führen konnten, in die Reihe der vornehmeren Dorfbewohner ganz von selbst einrückten, während die anderen weniger Bemittelten in einer gewissen Abhängigkeit an den sogenannten Edelleuten lebten. Diese wohlhabenden Kaufleute waren es, die mit den Europäern handelten, und die nach dem Innern zu Handelsverbindungen unterhielten. Weil nun zu Dappers Zeit der Sklavenhandel in hoher Blüte stand und auch am einträglichsten war, so ist es erklärlich, dass er den Sklavenhandel als besonderes Privilegium erwähnt. Brauns Bemerkung bezieht sich nicht hierauf, bei ihm ist das Hauptgewicht darauf, „dass sie geadelt und gefreiet werden“ gelegt, woraus sich dann das Nachfolgende als selbstverständlich ergibt. Befreit aber wurde der Neger und seine Familie aus dem Stande der Sklaven, in dem er sich bisher befunden hatte. „In vielen Teilen Westafrikas erheben sich Sklaven durch ihre gute Aufführung zu angesehenen Stellungen in der Gemeinde und werden selbst Sklaveneigentümer.“ (Wilson, Westafrika, 132.)

⁴²⁾ Der andere Teil wurde wohl als Sklaven verkauft. Von den Menschenopfern erwähnt Marees nichts;

Palisot-Beauvais (p. 407) erwähnt sie: „er mordet sogar seine Mitmenschen, und indem er seine Fetische mit ihrem Blute begiesst, glaubt er sich die Gottheit dadurch gewogen zu machen.“ Diese Menschenopfer liessen immer mehr und mehr nach, je grösser der Bedarf an Sklaven wurde, ohne dass sie jedoch jemals ganz aufhörten. Ein Beispiel oberflächlicher Beobachtung, analog dem Urteil Snoeks über Cap Mount, giebt der Bericht Nyendals (Verf. d. 21. Briefs in Bosm. Guinea): „Ihre Religion ist dermassen lächerlich und verworren / dass ich nicht weiss wo ich anfangen soll / selbige zu beschreiben.“

⁴³⁾ Bellefond (p. 117) behauptet im Gegensatz hierzu, dass sie dieses Wort sehr stark brauchten, wenn sie sich satt gegessen hätten; Snek meint, der Name rühre daher, dass die Europäer die Sprache dieser Völker mit dem Schnattern der Gänse verglichen hätten und Smith (Reise nach Guinea p. 113) sagt, das Wort bedeute in der Sprache der Eingebornen einen Zahn, wonach denn die Küste auch Zahn- oder Elfenbeinküste genannt worden sei. Die ersten beiden Deutungen sind nicht ernst zu nehmen, und wenn auch Smith für seine Erklärung „kein Zeugnis anführt und auch nicht sagt, woher er diese Nachricht habe“ (A. H. d. R. VIII. 649), so lässt sich dieselbe schon eher hören und ist auch mit der Braunes in Einklang zu bringen. Jedenfalls war es ein Wort, das die Eingebornen den Europäern gegenüber oft gebrauchten und das entweder einen Gruss oder die Anpreisung einer Ware zu bedeuten hatte. Dass auch noch im 18. Jahrhundert übrigens Schauergeschichten von den Bewohnern dieser abgeschlossenen Küste erzählt wurden, beweist eine Bemerkung des Missionars Loyer: „Man hält sie für sehr wilde, und sie sollen alle Weissen fressen, die sie bekommen können.“

44) Braun berichtet über die Goldgewinnung an der Küste: „Sie halten viel Sklaven / die suchen das Gold bei unsrer Festung in dem Sand. Und wann es regnet, finden sie mehr, denn zu anderen Zeiten. Sie waschen ihre Wohnungen und Strassen gar oft / und bringen Gold herfür.“

45) Nicht uninteressant ist es, die Wandlungen zu verfolgen, denen die gegenseitige Stellung der europäischen und der eingebornen Händler unterlag, wie sich allmählich aus den Weissen gegenüber absolut recht- und machtlosen schwarzen Händlern ein verschmitztes und betrügerisches Volk heranbildete, dem die Europäer hilflos gegenüberstanden. Der Bericht des Marees bezeichnet ungefähr den Anfang dieses Entwicklungsganges: Sie waren anfänglich gar schlicht in ihrem Handel / und vertrauten Fremden soviel / dass sich darüber zu verwundern / denn sie meineten / die weissen Leute könnten keinen Falsch oder Betrug üben / nahmen also die Waren von ihnen auf guten Glauben / ohne einiges Nachdenken / oder Nachrechnen, darüber sie aber sehr betrogen werden . . . Aber weil es die Verwalter auf den Schiffen etwas zu grob machten / begannen es die Bauern zu merken / und besser Achtung darauf zu geben.“ Der Bericht Brauns bezeichnet schon das nächste Stadium. Die Neger waren gelehrige Schüler und machten ihren Meistern alle Ehre; sie vergalteten gleiches mit gleichem. Aber so lange sie nur auf einzelne europäische Händler angewiesen waren, waren sie immer noch im Nachteil, so dass die Europäer nach Belieben mit den Schwarzen umsprangen, wie es Braun erzählt. Bis jetzt waren sie beim Betrügen im Nachteil gewesen, dies änderte sich mit der wachsenden Konkurrenz der Nationen unter einander. Nun waren sie die Herren auf dem Platze, ein Verhältnis, das Müller (Fetu, 264)

schildert: „Es können diese verschlagenen heidnischen Kauffleute bald merken / wann jemand unter den Kompagniebedienten ist / welcher mit der Goldwage fälschlich umgeht / so dass sie etwa wider Erwarten mehr müssen hergeben. Hierüber werden sie dermassen erbittert / dass sie in der Handelsbank nicht nur ein grosses Gezänk anfangen / sondern auch denjenigen, welcher das Gold von ihnen empfangen soll / vor seiner Obrigkeit verklagen / ja keineswegs bei der Goldwage ferner bleiben wollen. So nun von der Obrigkeit eine andere Ordre deswegen gestellet wird / geben sie sich zufrieden: wo nicht / so absentieren sie sich / und kaufen hinfüro alle ihre Waren bei anderen Nationen / so daselbst Handlung treiben. Dieses gereicht den Prinzipalen in Europa öfters zu grossem Schaden.“ Der Grund für diese Wandlung lag, wie schon erwähnt, in dem übergrossen Angebot europäischer Waren. Zu Brauns Zeit waren Holländer und Portugiesen allein massgebend, sie vermochten die Handelsversuche einzelner Nationen noch mit Erfolg abzuweisen; da erfolgte aber um die Mitte des Jahrhunderts der gemeinsame grosse Ansturm der Europäer; Engländer, Franzosen, Schweden und Dänen beteiligten sich daran; das Handelsmonopol der Holländer wurde durchbrochen, sie konnten der gemeinsamen Übermacht keinen Damm entgegensetzen. Die Neger erkannten ihren Vorteil und wussten ihn auszunützen. Müller schreibt: „Die tägliche Erfahrung bezeigt / wie fälschlich und betrüglich die Schwarzen mit dem Golde handeln. Zwar ist es vor Jahren gebräuchlich gewesen / dass die Bedienten einer afrikanischen Kompagnie / das falsche Gold zu konfiszieren / ohne einzige Einrede wegzunehmen / denjenigen auch / welcher dasselbe gebracht / um ein fettes Schaf zu strafen Macht gehabt. Solcher Gebrauch aber ist nunmehr abgethan / so dass die Blanquen in Guinea

niemals sauer dürfen sehen / wenn ihnen falsch Gold angeboten wird. Wird ein Betrüger zur Rede gestellt / weiss er alsobald sich artlich zu entschuldigen / der eine giebt vor / es sei nicht seine Schuld / . . . / der andere aber giebt kein gutes Wort / sondern pocht / mit Vorgeben / weil man sich weigerte / das Gold anzunehmen / so wollte er die Waren von anderen Nationen kaufen / er wüsste gewiss / dass sie dasselbe würden mit Dank annehmen.“

⁴⁶⁾ Lenz (Skizzen aus Westafr. p. 17 f.) schreibt: „Die ältesten mir bekannt gewordenen Daten über das Auftreten von Europäern in Gabun entnahm ich einer alten französischen Chronik, die ich in der Bibliothek der Jesuitenmission daselbst vorfand.“ Nach den Aufzeichnungen derselben soll 1601 ein holländisches Schiff von den Gabunesen überfallen und beraubt, die Mannschaft getötet worden sein. Von diesem Überfall „sollen ein paar grosse, uralte Kanonen herrühren, die noch heute auf einer kleinen in der Bai gelegenen Insel liegen, mitten im Wald, von einer üppigen Vegetation bedeckt und halb in der Erde begraben.“ Diese Mitteilung wird vollkommen bestätigt durch Brauns Bericht. Nur bezüglich des Jahres besteht eine Differenz, da Braun das Jahr 1611 angibt, „vor drei Jahren, ehe wir dahin gekommen.“ Doch auch hier müssen wir uns zu Gunsten Brauns entscheiden, denn die Missionschronik nahm ihren Anfang erst viele Jahre nach Brauns Anwesenheit, die Aufzeichnungen, die die Ereignisse vor der Niederlassung der Jesuiten betreffen, wurden lediglich der Vollständigkeit wegen, soweit man sie in Erfahrung bringen konnte, nach unbekanntem Quellen niedergeschrieben; sie sind darum für diese Zeit vom Standpunkt der Quellenkritik aus nicht so massgebend als der Bericht eines Reisenden, der mitten in den Er-

eignissen stand. Wenn auch Braun nicht Augenzeuge dieser Vorgänge war, so ist der Unterschied von einigen Jahren doch nicht zu hoch anzuschlagen in einer Zeit, wo nur wenige Schiffe hier verkehrten, und wo man über das Schicksal jedes einzelnen von Interesse erfüllt war. Über die Wohnsitze dieser ältesten bekannten Bewohner dieser Gegenden, der Mpungwe (Barthel, Völkerbew. p. 68.), berichtet Braun, dass sich dieselben auf den Inseln der Bai befanden; doch waren nicht alle dieser Inseln bewohnt, „es hat noch mehr kleine Inseln, aber es wohnt kein Volk darauf.“

⁴⁷⁾ Die Nachrichten, die uns Braun über Mayumba giebt, sind wohl die ältesten, die überhaupt vorhanden sind. Umsomehr ist es zu bedauern, dass der Aufenthalt daselbst nicht von längerer Dauer war. Braun hält Mayumba für ein selbständiges Königreich. Wenn auch „unbestimmbar ist, ob die Landschaften im Norden Mumbi, sowie auch Mayumba jemals Loango unter- oder eingeordnet waren“ (Pech.-L., Globus XXXII), so lässt sich doch die Behauptung rechtfertigen, dass genannter Landstrich so lange als vollkommen unabhängiger Bezirk bestand, als eine Einwanderung von Loango aus nicht stattfand. Diese bestand aber zu Brauns Zeit noch nicht. Denn einer solchen lagen lediglich Handelsinteressen zu Grunde (Barthel, Völkerw. 71), Braun aber erwähnt ausdrücklich, dass nur Rotholz hier verladen würde, für dessen Herbeischaffung man Tücher gab; ferner müssten sich doch irgend welche Einflüsse von Loango aus geltend gemacht haben, aber nach Braun fehlte jeglicher Ackerbau, der doch in Loango heimisch war, die Mayumbaleute waren vielmehr nur Jäger. Erst von der Zeit an, als Loangoneger hier sesshaft geworden, „indem sie mit ihren Familien und Sklaven Dörfer gründeten, was nicht ohne Vermischung

mit der eingeborenen Bevölkerung abging,“ (Güssfeldt, L.-E. I. p. 185.) kann man von einer Art Herrschaft oder Besetzung des Landes reden. Dass diese aber nicht von langer Dauer war und in dem innern Leben des Volkes keine tieferen Spuren zurückliess, beweisen die geringen Unterschiede des Volks von einst und jetzt. „Jeder Trieb zur Arbeitsamkeit ist gelähmt, der Ackerbau vernachlässigt,“ und „man wohnt in Yumba wie in den ersten Zeiten des afrikanischen Handels; das Baumaterial sind die Rippen der Weinpalme.“ (Güssfeldt, L.-E. I. 184 ff.) Wir kommen also zu dem Schlusse, dass Mayumba niemals ein Teil von Loango gewesen ist, wenn es auch eine Zeitlang einer wirkungslosen Einwanderung von Loango aus unterlag, und dass sich der Charakter des Volks von Braun bis Güssfeldt wesentlich gleich blieb, ebenso wie das Aussehen des Landes, in dessen Schilderung beide Reisende übereinstimmen; wenn auch Güssfeldt ausführlicher schreibt: „Nördlich vom Kuili tritt das Randgebirge näher heran, und es entwickeln sich hinter einander gelagerte niedere Bergzüge und einzelne Kuppen; Wald scheint das Ganze zu bedecken,“ „meist mit Strauchwerk gesäumt,“ so schildert doch auch Braun die Landschaft kurz und treffend als ein „thalechtig Land, voller Wälder und Gestrüpp.“

⁴⁸⁾ Heute hat der Baumwollstoff „die einheimischen Erzeugnisse verdrängt und eine vollständigere Umhüllung erleichtert.“ (Ratzel, Völkerkunde II. p. 327.)

⁴⁹⁾ Palmwein = maláfa ma sâmba. (Pechuël-L., L.-E. III.)

⁵⁰⁾ Palmöl = mansi ma ngâsi. (P.-L., L. E. III.)

⁵¹⁾ Loango war eines der alten grossen Königreiche an der Westküste Afrikas. Dies steht fest. Die Angaben über die Ausbreitung des Reiches sind genau so verschieden

und zahlreich wie die über die Herrscher desselben und die Erbfolge. Jeder Reisende oder Sammler nimmt einen von anderen abweichenden Standpunkt ein. Die Ansicht Brauns über die Erbfolge unterscheidet sich von der Battels insofern, als letzterer sagt: „die Söhne des Königs können nie König werden. Die Nachfolge betrifft nur die Söhne der Schwester des Königs, welche die angesehenste Frau des Landes ist. Die Söhne dieser Frau tragen den Titel eines Fürsten, es giebt deren vier: mani Cabango, mani Salag, mani Book und mani Cay. Der nächste Erbe ist mani Cabango, die andern vier rücken nach, so dass an jeden die Reihe kommt, Herrscher zu werden.“ Hier können wir Battel mehr vertrauen als Braun, und annehmen, dass nur die Neffen des Königs erbfolgeberechtigt waren, einmal, weil wir in allen Berichten — Dapper ausgenommen, der in seinem Sammelwerk offenbar die Berichte Brauns und Battels, die er beide benutzte, vereinigen will und vor den Söhnen der Schwester des Königs dem Bruder desselben die Thronfolge zukommen lässt, im übrigen aber Battels Darstellung folgt — mit einigen Abweichungen die Auffassung vertreten finden, dann aber auch namentlich deshalb, weil sich Battel bedeutend länger im Lande aufhielt als Braun und auch im übrigen ein glaubwürdiger Reisender ist. Wie kommt nun Braun zu diesem Irrtum? Die einzige Erklärung ist die, dass er nicht vertraut war mit der landesüblichen Auffassung, dass Prinzen und Prinzessinnen als Glieder einer Familie angesehen wurden und keine Ehe eingehen durften mit einander. Die Prinzen waren auf Frauen aus dem Volke angewiesen und die Prinzessinnen wählten sich ihre Männer ebenfalls daher. Die Prinzensöhne aber wurden nicht als vollgiltige Prinzen angesehen, gehörten vielmehr dem Adel an, während die Söhne der Prinzessin

volle Prinzen waren. (Vergl. Bastian, d. E. n. d. L.-K. I, 198.) Da Braun alles dies nicht wusste, entsprang sein Zusatz lediglich dem Bestreben, seinen vermeintlichen Irrtum in der Beobachtung durch eine Ergänzung nach der ihm geläufigen europäischen Sitte wett zu machen. Und nicht anders als einen Zusatz haben wir die Bemerkung über die Erbfolgeberechtigung der Söhne des Königs aufzufassen, lassen wir ihn fallen, so lässt sich der Bericht Brauns mit dem Battels vollkommen vereinigen. Dieser Meinung der beiden ältesten Beobachter steht die Darstellung Bastians entgegen: „Stirbt ein regierender Fürst, so erbt der Neffe seinen Privatbesitz, nicht aber die Herrschaft, und das von dem Ältesten regierte Dorf bleibt ohne Fürst, bis ein solcher wieder gewaltsam die Herrschaft an sich reisst.“ (D. E. n. d. L.-K. I, 195.) Nach Pechuel-Lösche aber war Loango ein Wahlreich, nur Prinzen von Geblüt konnten auf den Thron gelangen, und diese auch nur unter gewissen Bedingungen. Alle die auf den Thron reflectierten, suchten sich die Gunst der Stimmberechtigten zu erwerben. „Reichtum und Familienverbindung waren für den Aspiranten von grösstem Werte, da die von Habgier beherrschte öffentliche Meinung sich naturgemäss dem zuneigte, welcher die meiste Gewalt besass und durch die wertvollsten Geschenke bestechen konnte. Etwaige Nebenbuhler wurden durch reichliche Geschenke und verlockende Versprechungen zum Rücktritt veranlasst oder auch in schlimmerer Weise bei Seite geschafft. (Globus XXXII.) Setzen wir nun die beiden letzten Ausführungen in Beziehung zu den beiden ersten, so erkennen wir ohne Mühe, dass sich Battels, Bastians und Pechuël-Lösches Darstellungen in der Brauns vereinigt wiederfinden. Dies ist erklärlich, denn Brauns Bericht steht der Zeit

nach in der Mitte zwischen dem Battels und denen der beiden neueren Forscher. Sie geben uns in ihrer Gesamtheit eine Entwicklungsgeschichte des Loangoreichs, das allmählich seinem Untergange zuzuging. Zu Battels Zeit, also Ende des 16. und Beginn des 17. Jahrhunderts war das Loangoreich ein fest gefügtes Ganze, dem die göttergleiche Verehrung, die der Herrscher genoss, den innern Halt verlieh; die Thronfolge war nach dem Gebrauch des Neffenerbrechtes geregelt. Braun kannte diese alte Tradition, aber er machte auch bereits Erfahrungen, dass sich doch schon freiere Einflüsse geltend machten, die zu Kriegen in zweifelhaften Fällen führten und zur Agitation behufs Erwerbung einer grösseren Anhängerschar. Nach Jahrzehnten aber war dies System zum herrschenden geworden, der eigentliche Thronfolger hatte nur noch Anspruch auf den Privatbesitz des verstorbenen Herrschers, Kämpfe um den Thron waren die Folge, und den Sieg erlangte nur nach langem Kampf und lebhafter Agitation der, welcher von der Volksgunst getragen wurde. So wurde Loango ein Wahlreich und ging unaufhaltsam seinem Verfall entgegen. Die Ursachen, die hierbei zusammenwirkten, zu untersuchen, kann hier nicht der Ort sein; es erübrigt nur noch, auch einige andere Bemerkungen Brauns über dieses Reich und seine Herrscher auf ihre Zuverlässigkeit hin zu prüfen. Nebensächlich ist die Angabe Brauns von den 360 Weibern des Königs, sie entstammt wohl einem im Umlauf befindlichen Gerücht, wie solche ja mit Vorliebe über Dinge verbreitet werden, die allen ein Rätsel sind; diese Zahl ist ebenso unkontrollierbar wie die Battels, der 150 annimmt und die Dappers, der es ihrer 7000 sein lässt, „wie die Mohren sagen“, fügt er vorsichtshalber hinzu. Dem Herrscher kommt nach Braun der Titel „manna“ zu, ebenso führen die Edel-

leute diesen Titel. Lopez, Battel und nach ihnen auch Dapper schreiben „mani“, welcher Titel ebenfalls Fürst wie Edelmann zukomme. Sie sind alle in einem Irrtum befangen, indem „manna“ und „mani“ zwei getrennte Begriffe sind. Nach Pechuël-Lösche ist der Titel des Herrschers muënne (Bastian „muëne“), die Söhne des Herrschers, die dem Adel angehörten, hiessen muena. Für muëna wird jedoch namentlich im Süden der (Loango)-Küste „mani“ gebraucht, vielleicht von Kongo aus eingeschleppt, wahrscheinlich aber infolge der Aussprache eine leicht erklärliche Corruption des ersten Wortes durch die Europäer.“ (P.-L., Globus XXXII.) Lopez und Battel nun wandten ohne Unterschied die verstümmelte Form „mani“ an, Braun aber ebenfalls für alle „manna“ (muana).

⁵²⁾ Eine ähnliche Geschichte erzählen Battel und Dapper.

⁵³⁾ Aus schon mehrfach erörterten Gründen ist es erklärlich, weshalb die Angaben Brauns über die Religion sehr spärlich sind. Ausführlicher, wenn auch bei weitem nicht so erschöpfend wie Müller über die Religion an der Goldküste, hat Battel Mitteilungen über den Glauben der Loangoneger gemacht. Braun nennt den Gegenstand ihrer Verehrung „Magüschy“ und den Priester „Manna Magüschy“; die sonst übliche Schreibweise ist mokisso (Battel, Dapper) oder mkissi, pl. sinkissi (Pechuël-Loesche). Mit dem Titel „manna“ des Priesters ist Braun im Irrtum, übereinstimmend wird er von allen andern als „ganga“ bezeichnet. Battel schreibt über den Glauben: „Sie haben zwei Götzen, der eine ist genannt mokisso von Longo (Loango) der andere heist „checoke“ (Dapper Kikokoo) und steht in dem Dorfe Kinga, dem Hafen von Loango. Es sei dieser letztere ein kleines schwarzes Bild in einem kleinen Hause.“

⁵⁴⁾ Dieser Brauch ist noch heute an der Westküste Afrikas üblich. Man benutzte dazu die „pulverisierte Rinde des Nkassabaumes (*Erythrophleum guincense* Don), einer im Hochwald heimischen Mimosee“ oder „die von der Pfahlwurzel des im Buschwald wachsenden, gemeinhin eine nur wenig verästelte Rute treibenden Strauchs-*mbunda*- einer *Strychnos*art, geschabte rote Rinde“, (Pechuël-L. L.-E. III., 187.) Dapper sagt ganz übereinstimmend mit Braun aus, fügt aber hinzu, dass der Trank aus „einer Wurzel eines Baumes, rötlich von Farbe“ bereitet werde, und nennet ihn „Bundes-trank“, eine Verstümmelung aus dem Namen des Baumes, „*mbundu*“, bei Lenz (Skizzen p. 184) „*Mbundatrank*“.

⁵⁵⁾ Die von Braun erwähnte Plage „*Peysy*“ ist sicher identisch mit der heute im äquatorialen Afrika verbreiteten Sandflohplage. Nun ist zwar nach den Mitteilungen von Pechuël-Lösche (L.-E. III. p. 297), der Sandfloh (*Sarcopsylla penetrans* L.) erst im September 1872 durch ein englisches Schiff von Brasilien her in Ambriz eingeführt worden, es liegt aber kein Grund vor, anzunehmen, dass dieses Übel nicht schon früher einmal Europäer und Neger in Afrika zur Ver zweiflung gebracht hat. Die Vermutung, dass es so gewesen sein könnte, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man die beiden Berichte über den Verlauf der Krankheit nebeneinander hält, den der Forscher Güssfeldt, Falkenstein und Pechuël-Lösche und den Samuel Brauns. Eine Übereinstimmung ist ganz unzweifelhaft. Nur dass die erstgenannten Forscher das Übel in seinem Ursprung erkannten und vom Sandfloh erzählen, während Braun die Ursache des Leidens, aus Unkenntnis derselben, mit Stillschweigen übergeht und von Würmern berichtet, die er wahrnahm. Unter den „*Würllein*“ Brauns können aber einzig und allein die Larven zu verstehen sein, die

sich in den „Eiersäcken“ bilden. Der Ort des Auftretens, namentlich in dem Nagelbett, ist in beiden Berichten derselbe; dass bei Braun auch noch andere Körperteile in Frage kommen, widerspricht durchaus nicht der Wirklichkeit; vielmehr erhält diese Bemerkung ihre Bestätigung durch eine Arbeit von Hesse (d. Ausbr. d. Sandfloh in Afr.), in der es heisst unter Bezugnahme auf den Sandfloh: „Büttner beobachtete in San Salvador, dass die Zöglinge der englischen Mission an sehr schlimmen, tieffressenden Geschwüren litten, besonders am Gesäss, infolge ihrer Gewohnheit, auf der blossen Erde zu sitzen.“ Der Grund, dass Braun nicht den Sandfloh selbst wahrnahm, ist leicht zu finden, „die Sandflöhe sind kaum sichtbare Tiere, die sich in das Fleisch des Menschen, namentlich unter die Nägel der Zehen einbohren, dort ihre Eier legen, und dann eine schmerzhaft Entzündung hervorrufen.“ (L.-E. I, 150) Der Mensch, dem die Plage neu ist, kann also erst zum Bewusstsein des Leidens kommen, wenn diese Entzündung stattgefunden hat, da die „Einbohrung des Insekts unter die Haut keinerlei abnorme Empfindung an Ort und Stelle hervorruft“ oder höchstens für einen „Europäerfuss das Vorhandensein durch ein unerträgliches Jucken unmittelbar bemerkbar wird, das man sich nicht erklären kann.“ So erging es auch Braun und seinen Leuten, und das Übel hatte umso schlimmere Folgen, je ratloser man ihm anfänglich gegenüber stand. (II, 85) Bei dem Bemühen, die Entzündung zu beseitigen, wurde aber „die zarte Membran des Eiersacks durchstossen, und die Wunde bildete eine neue Brutstätte für Individuen. Es traten Eiterungen und grosse Schmerzen ein.“ (L.-E. I., 150). Das ist das Stadium der Krankheit, das Braun beschreibt. Da man anfangs des Übels nicht Herr zu werden wusste, verlor Braun „viel Volk“, es

sind dies dieselben Folgen, die Pechuël-Lösche erschöpfender angiebt: „Bei Unachtsamkeit treten böartige Entzündungen sehr häufig ein, bei fernerer Vernachlässigung oder falscher Behandlung können diese Verstümmelung und selbst Verlust des Gliedes, unter Umständen selbst den Tod des Leidenden herbeiführen.“ (III. 299.) Dies alles passt ganz überraschend auf das der Plage gegenüber ratlose Schiffsvolk. Als Braun dann begriffen hatte, worauf es bei der Krankheit ankam, suchte er das Leiden nach demselben Prinzip zu heilen, das auch Falkenstein anwandte, Ausbrennen der Wunde. Nur brachte dieser Höllenstein und Perubalsam zur Anwendung, Braun half sich mit dem scharfen Saft der Limonen.

Weshalb ist Braun der einzige, der von dieser Plage vor der deutschen Loangoexpedition berichtet? Bei keinem andern Reisenden, soweit zu übersehen ist finden wir eine ähnliche Notiz. Die Reisenden waren Kaufleute oder Missionare. Jeder verfolgte bestimmte Interessen, die Beschreibung von Land und Volk tritt meist hinter die persönlichen Erlebnisse zurück und namentlich auch über Krankheiten finden wir nirgends eine genauere Beschreibung, höchstens allgemeine Bemerkungen. Nun kam aber ein Arzt in diese Gegenden, den keine bestimmte Aufgabe, sondern bloss der Wunsch, sich die Welt anzusehen dahin verschlagen hatte. Der hatte für alles Interesse, und es ist natürlich, dass er seine Aufmerksamkeit auch den Krankheiten zuwendet und auch der ihm völlig fremden und unerklärlichen Krankheitserscheinung, die der Sandfloh hervorrief, Erwähnung thut. Die einzige Beschreibung von Kongo, die wir vor Braun besitzen, ist die des Lopez. Sie entstand nach mündlichen Angaben desselben. Bei einer derartigen Übermittlung von Reiseerlebnissen

kann leicht etwas vergessen oder vom Aufzeichner, in diesem Falle von Pigafetta, als ihm unverständlich oder unwesentlich scheinend weggelassen werden. Die nächste Beschreibung nach Braun ist die des Missionares Carli. Er berichtet mehr von Missions- und Heiligengeschichten, von geographischen Fabeln, als von länder- oder völkerkundlichen Thatsachen, sie sind nur etwas Zufälliges. Es würde geradezu überraschen, wenn er eine bemerkenswerte Notiz seinem Reisewerke einverleibt hätte. Viel einleuchtender aber, als der Unachtsamkeit der beiden Reisenden das Fehlen jeglicher Notiz zuschieben zu wollen, ist es, zu sagen, dass zu ihren Zeiten der Sandfloh überhaupt in Afrika nicht vorhanden war. Damit haben wir die Behauptung ausgesprochen, dass die Sandflohplage in Afrika Ende des 16. Jahrhunderts bis Ende des 17. aufgetreten und wieder erloschen sei, also eine Dauer von ca. 80—100 Jahren gehabt habe. Wir nehmen an, der Sandfloh wurde auf gleiche Weise wie 1872 in Kongo eingeschleppt. Das Schiff kam ebenfalls von Brasilien, denn der bequemste Weg, von Europa nach dem Kongo bzw. nach Loando zu segeln, führte ja an der brasilianischen Küste vorbei, an der auch häufig angelegt wurde. Während sich aber nach dem Auftreten von 1872 das Insekt mit unheimlicher Geschwindigkeit über den ganzen mittleren Kontinent verbreitete, blieb die Plage zu Brauns Zeit lokal beschränkt, sie gelangte nicht, nehmen wir noch die weiteste Möglichkeit an, über das Gebiet des Königreichs Kongo hinaus, denn der einzige Faktor, dem sie ihre Verbreitung zu danken hat, der Verkehr, fehlte vollkommen. Nur einige wenige Wege durchzogen das Innere des Kongolandes, die die Hafenplätze mit der Hauptstadt verbanden, jeder andere Verkehr des Landes selbst nach Norden, Osten oder Süden war unmöglich wegen Man-

gels an Produkten, sowohl als auch wegen der Feindseligkeit der Nachbarn. Auch die Europäer konnten nicht zu Verbreitern der Plage werden, denn der Handel zog sich stets von Norden nach Süden, niemals umgekehrt und die Schiffe, die vom Kongo kamen, legten auf der Heimfahrt nie an der Guineaküste an. Somit wäre kein triftiger Grund vorhanden, zu leugnen, dass die genannte Plage auf ein verhältnismässig geringes Gebiet beschränkt blieb. Mit dieser Isolierung des Übels waren auch der Dauer desselben Schranken gesetzt. Pechuël-Lösche sagt schon etwa 20 Jahre nach dem Auftreten der Plage, dass sich die schlimmsten Merkmale ihrer Anwesenheit mehr verringern, je vertrauter die Eingeborenen mit dem Wesen und der Behandlung des Insekts werden. (L.-E. III. 299.) Nach diesem ganz natürlichen Vorgange kann man auch konsequent weiter folgern, natürlich stets unter der Voraussetzung, dass die Plage räumlich beschränkt bleibt, dass einmal der Zeitpunkt kommen muss, wo man ihrer völlig Herr geworden ist. Dazu waren zu Brauns Zeit alle Bedingungen vorhanden, und somit können wir zusammenfassend sagen, der Sandfloh war bereits vor ungefähr 300 Jahren einmal in einzelnen Teilen des damaligen Königreichs Kongo verbreitet, blieb aber wegen Mangels an Verkehr auf einige Striche beschränkt und konnte deshalb ausgerottet werden. Noch eine Bemerkung sei angefügt, die im Wesentlichen nichts zur Sache thut. Pechuël-Lösche spricht von einer „an der Küste gang und gäbe gewordenen Ansicht, dass sie (d. Sandfl.) eine nur vorübergehende Heimsuchung bildeten.“ (L.-E. III. 299.) Wie konnte sich diese Anschauung herausbilden? Weist sie nicht auf eine gewisse, dunkle Bekanntschaft mit der Plage hin, können wir sie nicht als eine Überlieferung, die ihren Ursprung in den Zeiten

der ersten Plage hat und die durch Generationen fortging, auffassen?

⁵⁶⁾ Die Gerüchte vom Vorkommen von Gold im Königreich Kongo und von dem Bestehen eines Überlandwegs von Angola nach dem Gebiet zwischen Zambesi und Limpopo sind eng mit einander verknüpft. Beide haben ja einen realen Hintergrund, aber da fremde Kauffahrer von den Portugiesen nie etwas Positives erfuhren, so umgab das Ganze bald ein märchenhafter Schimmer. Auch Braun konnte sich dem Zauber eines so geheimnisvollen Umstandes nicht entziehen und berichtet so von dem Gold in Kongo und dem grossen Vorteil der Portugiesen, die Reise nach Indien auf eine günstige Art abkürzen zu können. Was ist nun Wahres an dem Bericht? Die Thatsache, dass es im Hinterlande von Kongo Gold gab und noch giebt, steht fest, wenn man das Hinterland bis in das alte sagenumwobene Königreich Monomotapa ausdehnt, es sind dann die Goldfelder am Sambesi. Dass diese gemeint sein müssen, erklärt sich aus der damals üblichen falschen Schätzung der Entfernung von der Küste ins Innere — ein Beweis dafür ist auch Brauns Angabe von Loanda bis Sofala vier Wochen. Man wusste nur, hinter dem Königreich Kongo kommt das grosse Kaiserreich Monomotapa und in diesem liegen schon bekannte Gebiete; denn von der Ostküste aus war man weit Sambesi aufwärts vorgedrungen, ja die portugiesische Station Tete verlegte man soweit nach Westen, dass sie noch auf einer Karte des Janssonius, die das Königreich Kongo darstellt, Platz findet. Hatte man aber auch vermocht, die Küste des Kongolandes, die von dem Gerücht der Goldfundstätten erreicht worden war, auch durch einen wirklichen Handelsweg zu verbinden? Diese Annahme lässt sich nicht ohne weiteres verwerfen. Zwischen

Loango und Mombas spricht manches für das Bestehen eines Handelswegs, und Bastian (L.-K. VIII, 127.) meint, „dass damals keine besonderen Schwierigkeiten vorgelegen hätten, Afrika von diesen Punkten von Westen nach Osten zu durchschneiden. Die Karavane Loangos berührte sich im Innern mit der von Mombas nach Monézes de Drumond giebt Dominik S. Abreu de Brito (1592) Nachrichten über die Landkommunikation durch Afrika von Angola nach Moçambique.“ Braun giebt nun 20 Jahre später eine gleiche Nachricht. Weshalb sollen beide falsch unterrichtet sein? Jedenfalls hatte in den ersten Zeiten der portugiesischen Herrschaft am Kongo und am Sambesi eine zeitweilige Verbindung zwischen beiden Niederlassungen bestanden, ohne dass sie jedoch irgend welche Bedeutung als Handelsstrasse erlangt hätte. Dass die portugiesische Handelspolitik dahin arbeitete, eine Verbindung zwischen Osten und Westen herzustellen und durch einen Handelsweg aufrecht zu erhalten, lässt sich daraus schliessen, dass die Missionare unablässig an einer friedlichen Unterwerfung des Kongolandes arbeiteten und dass auch von Osten her unablässig Portugiesen Vorstösse gegen das Innere unternahmen, um schliesslich ihren Landsleuten die Hand zu reichen. Diesen Bestrebungen wurde aber ein Damm entgegengesetzt durch die Bewegung der Dschagga in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die sich aus dem Innern nach der Westküste zu fortsetzte und das ganze Kongoreich erschütterte (vergl. Barthel, Völkerw.) und durch das Auftreten der Holländer an der Ost- und Westküste Südafrikas. Damit hatte sich ein Keil zwischen beide Gebiete geschoben und auch in diesen selbst waren die Portugiesen nicht mehr unbestrittene Herren; und somit war

ein weiterer Ausbau des kolonialen Besitzes der Portugiesen lahm gelegt.

⁵⁷⁾ Unter diesem Volke haben wir wohl die Dschagga zu verstehen, die das Gebiet des Kongolandes durch ununterbrochene Einfälle beunruhigten. Mitteilungen ähnlicher Art finden wir auch in Lopez, Beschreibung des Königreichs Kongo, am abenteuerlichsten jedoch in Carlis Bericht.

⁵⁸⁾ Diese Mitteilungen Brauns über die Geschichte des Kongolandes sind verworren, und jedenfalls nach dem zusammengereimt, was er beiläufig erfuhr. Sichere Thatsache ist die Aufstellung der portugiesischen Wappensäule an der Kongomündung. Dass die Spanier das Volk zum christlichen Glauben zu bekehren suchten, erklärt er aus ihrem Bestreben, „das Land zu zwingen.“ Dass diese Versuche so geringen Erfolg hatten, berichtet er mit den Worten „hat ihnen jedoch allezeit gefehlet.“ Der Bericht von dem Zerstören der portugiesischen Befestigungen bezieht sich jedenfalls auf die Thronstreitigkeiten, die nach dem Tode des Königs Diego von Kongo ausbrachen, in denen die Portugiesen „solches Schadens beschuldigt / und alle erschlagen / so dagewesen“ (Lopez p. 52). Dieser Versuch, die Portugiesen zu verjagen, würde auch ungefähr mit der Zeitangabe Brauns „vor 50 Jahren“ stimmen. Die Mitteilung von der Zerstörung der Verschanzung auf der kleinen Flussinsel, könnte sich allenfalls auf den Rückzug der Portugiesen auf die „Isola de Cavallo“ beim Einfall der Jagger (Lopez p. 54.) beziehen, der unter der Herrschaft des Königs Alfonso nach den erwähnten Thronunruhen stattfand.

⁵⁹⁾ Als Beweis hierfür und gleichzeitig als Beispiel des Tones, der uns aus den einzelnen Berichten entgegentritt, seien die Urteile über die Wohnhäuser der

Neger angeführt, wie sie sich in Marees', Müllers und Bosmanns Aufzeichnungen finden. Wie schon erwähnt, nimmt Braun einen von ihnen abweichenden Standpunkt ein, er beurteilt stets, vom richtigen Gefühl geleitet, die Kunsterzeugnisse nach den vorhandenen Werkzeugen und Materialien. So findet er, dass auch die Hütten der Neger trotz geringer Hilfsmittel „gar wunderbarlich und artlich gemacht sind.“ Ganz anders und derb urteilt Marees: „Ihre Wohnungen sind alle miteinander nichts besonderes weit / sondern gar schlecht und gering / als wenn es ein Haufen Säuställe wären / ja es werden an vielen Orten bessere Säuställe gefunden als etliche Häuser des Ortes sind.“ Müller wägt jedes seiner Worte in seinem Berichte sorgfältig ab, und auch in diesem Falle drückt er sich sehr vorsichtig aus: „Es sind durchgehends gar schlechte Häuser / oder Wohnungen / welche man im Lande Fetu siehet. Mancher dürfte sagen / dass die Bauernhäuser allhier in Europa weit besser erbauet wären.“ Durch Bosmanns Buch zieht sich ein hochmütiger Ton, der sehr oft störend wirkt. Wir können uns ihn nach seinen Worten so recht vorstellen, einen selbstbewussten, auf sein Europäertum stolzen Mann, der als höherer Beamter einer reichen und mächtigen Handelskompagnie mit Geringschätzung herabsieht auf den Neger und seine primitiven Einrichtungen. An allem hat er etwas auszusetzen und der nörgelnde Ton spricht sich auch in unserem Beispiel aus: „Wenn wir bauen wollen / sehen wir jeder Zeit / ob die dasige Gegend annehmlich sei / . . . / diese hiergegen unweise und ungehobelte Leute / liegen ihre Häuser in die unfruchtbarste und unangenehmste Gegend etc.“

⁶⁰⁾ Die betreffende Notiz bei Braun lautet: „Die / alten Neger / haben mir gesagt: dass die Mina schon vor etlichen Jahren von den Franzosen / so dahin ge-

handelt / sei angefangen worden. Und dieweil alle Jahre 3 Monate lang ein solch Regenwetter mit hartem Wind / welchen wir Travada heissen / entstehet / inmassen viel Waren zu Schaden werden / haben sie an die Einwohner begehrt / dass sie möchten ein Magazin oder Packhaus bauen. Welches ihnen auch die Schwarzen / so mit ihnen wohl zufrieden sind / gern verwilligt haben. Haben also ein ziemlich gross Packhaus gemacht / und die Waren auf das Land gebracht. Also einen guten Handel bekommen / besonders weil damals die Einwohner des Landes das Gold nicht gewogen / sondern nur beim Augenmass verhandelt. Da nun den Portugiesen kund gethan worden / dass die Franzosen guten Handel bei den Schwarzen bekommen / haben sie dieselbigen unversehens überfallen / und das Packhaus eingenommen / den Einwohnern die Wahren geschenkt / und vorgegeben / sie wollten besser mit ihnen handeln als die Franzosen. Welches die armen Leute zu bald geglaubt / die dann auch geholfen andern / so hernach kommen / zu Tod schlagen. Haben also endlich aus diesem Kaufhaus eine Kapell (vielleicht Kastell) gemacht / welches jetzt gar fest ist / aber zu ihrem grossen Schaden dient. Denn wie die Trojaner das grosse Ross in ihre Stadt zu ihrem Untergang geschleift / darinnen viel gewappneter Kriegsleut waren : also haben zwar mit grossen Fleiss die Schwarzen das Kastell gebaut : aber sobald sie ist aufgebauet worden / haben die Spanier dem König von Fetu den Zoll und den Fischzoll genommen : und was sie zuvor den Einwohnern in Waren geschenkt / das haben sie ihnen mit dem besten Golde / welches sie Sicka Fontu heissen / zahlen müssen.“

⁶¹⁾ Vergleiche hierzu: „Die überseeischen Entdeckungen der Franzosen“, Ausland, 1867, pag. 1146.

⁶²⁾ Bastian, die deutsche Expedition nach der Loangküste, Bd. II. p. 50 und 52.

⁶³⁾ Lediglich den Namen Brauns und die Jahreszahl 1611 findet man in Embacher, Lexikon d. Reisen u. Entdeckungen; Paulitzschke, die geogr. Erforschg. des afrik. Kontinents.

⁶⁴⁾ Dapper, Afrika, pag. 506.

⁶⁵⁾ Allgem. Historie d. Reisen, Bd. IV, pag. 675 und 652. An letzter Stelle heisst es: „Von allen Reisebeschreibungen (über Loango), die uns in die Hände gekommen sind, gibt Battel die umständlichste Nachricht, welche mit Bruno und Dappern sehr genau übereinkömmt, ohne aller Wahrscheinlichkeit nach einen von beiden gesehen zu haben.“

Litteratur.

1. **Allgemeine Historie der Reisen** zu Wasser und zu Lande oder Sammlung aller Reisebeschreibungen. Leipzig 1749. Aus dem Englischen.

2. **Allgemeine Geographische Ephemeriden** 1803.

3. **Asher**, Bibliographical Essay on the collection of voyages and travels, edited and published by Levinus Hulsius and his successors, London u. Berlin 1839.

4. **Bastian**, die deutsche Expedition nach der Loangoküste. Jena 1874. 2. Bd.

5. **Bastian**, die Loangoküste. Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. Bd. VIII p. 125.

6. **Bellefond**, Villault de, Relation des costes d'Afrique, appellées Guinée; avec la description du pays, moeurs et façons de vivre des habitans etc. Paris 1669.

7. **Bosmann**, Wilhelm, Reise nach Guinea. Hamburg 1708. Verfasser der beiden letzten Briefe sind: **Nyendael**, eine Beschreibung von Rio formosa, sonst Benin genannt, 1701 (21. Brief.), und **Snoek**, Cabo Lopez di Gonsalves etc. 1702. (22. Brief.)

8. **de Bry**, Orientalische Indien.

- I. Warhaffte und Eigentliche Beschreibung dess Königreichs Kongo in Afrika / vnd deren angrentzenden Ländern etc. Erstlich durch Eduardt Lopez / welche in dieser Navigation alles persönlich erfahren / in Portugalesischer Sprach gestellt / jetzo aber in unsere Teutsche Sprach transferiert vnd übersetzt durch Augustum Casiodorum. Frankfurt 1609. Nebst einem Anhang (im 2. Bande des O.-I. befindlich) die fünf Schifffahrten Samuel Brauns, Bürgers, etc.
- II. Von allen Völkern / Insulen / Meerporten / fliessenden Wassern / vnd anderen Orten / so von Portugal auss / lengst den Gestaden Aphrika / biss in Ostindien vnd zu dem Land China / sampt andern Insulen zu sehen seynd etc.

Erstlich im Jahr 1596 aussfürlich in holländischer Sprach beschrieben / durch Jean Hugo von Lindschotten aus Holland / etc. Frankfurt 1613.

III. Dariinnen erstlich das ander Theil der Schifffahrten Johann Huygens von Lintschotten auss Holland etc.

Der Holländer Schiffahrt in die Orientalischen Insulen/
Javan vnd Sumatra / etc.

IV. Von allerley Thieren / Früchten / Obs vnd Bäumen / etc.
Beschrieben durch Johann Hugo von Lintschotten vnd
andere.

Zum andern / die letzte Reyse der Holländer in die
Ostindien etc. Deutsch durch Arthus von Dantzig. Frank-
furt 1617.

V. Eygentlicher Bericht und warhafftige Beschreibung der
gantzten vollkommenen Reyse oder Schiffahrt / so die Hol-
länder mit 8 Schiffen in die Orientalischen Indien / . . . /
gethan haben / welche von Amsterdam abgefahren im Jahr
1598 vnd zum Theil Anno 1599. zum theil aber in jüngst
abgelaufenem 1600. Jahr / . . . / wider anheim gelanget.
Dtsch. von Arthus von Dantzig. Frankfurt 1623.

VI. Warhafftige historische Beschreibung des Gewaltigen Gold-
reichen Königreichs Guinea / sonst das Goldgestad von Mina
genannt / so in Afrika gelegen / . . . /. Aus dem Niederl
in Hochdtsche dch. M. Gotthardt Arthus v. Dantzig,
Frankfurt 1630.

VII. Eine dreyjährige Reyse Georgij von Spielbergen Admirals
vber drey Schiffe / welche An. 1601 auss Seeland nach den
Orientalischen Indien abgefahren / vnd nach viel wider-
wertigkeiten An. 1604 wider in Seeland ankamen etc.
Aus d. Niederl. durch M. Gotth. Arthus. Frankfurt 1605.

VIII. a) Eine historische Beschreibung der Schiffahrt / so der
Admiral Jakob van Neck aus Hollandt in die Orient.
Indien von An. 1600 biss An. 1603 gethan.

b) Eine Historia / so von Johann Hermann von Bree-
Obersten Handelsmann auff dem Schiff der Holländische
Zaun genannt / in gleichmässiger Reyse von An. 1602
biss An. 1604 auffgezeichnet worden. Aus d. Niederl
dch. M. Gotth. Arthus v. Dantzig. Frankfurt 1645.

IX. Ein kurtze Beschreibung einer Reyse / so von den Holländern
vnd Seeländern in die Orient. Indien / . . . / vnter der Ad.
miralschafft Peter Willhelm Verhuffen / in Jahren 1607.
1608 vnd. 1609, verricht worden / etc. Aus kurtzer Verzeich-
nis Johann Verkens zusammengebracht vnd in Truck ver-
fertigt durch M. Gotth. Arthus von Dantzig. Frankfurt 1612.

X. Die Ryss vnd Schiffarth der Nassawischen Flotte / so vnder dem Admiral Jakob P'Eremit / von den Holländern im Jahr 1628. 1624. 1625. 1626. umb den gantzen Erdkreys verriichtet worden. Frankfurt 1628.

9. **Barthel**, Völkerbewegungen auf der Südhälfte des afrik. Kontinents. Diss. Leipzig. 1894.

10. **Camus**, Mémoire sur les collections de voyages des de Bry et de Thevenot. Paris 1802.

11. **Carli**, der nach Venedig überbrachte Mohr / oder curiose und wahrhaftte Erzehlung und Beschreibung aller Kuriositäten und Denkwürdigkeiten / welche dem Wohl-Ehrwürdigen P. Dionysio Carli von Placenz, Kapuziner-Ordens Prediger / und berühmten Missionareo Apostolico in seiner etlich-jährigen Mission in allen vier Welt-Theilen / Afrika, Amerika / Asia und Europa etc. etc. Augsburg 1692.

12. **Dapper**, Umbständliche und Eigentliche Beschreibung von Afrika 1670.

13. **v. Danckelmann**, Mittheilungen von Forschungsreisende u. Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Berlin 1838. ff.

14. **Güssfeldt, Falkenstein, Pechuël-Loesche**, die Loango-Expedition 1873—76. Leipzig 1888.

15. **Geogr. kritisches Lexicon**. 1744.

16. **Hesse**, die Ausbreitung des Sandfloh in Afrika, Hettner's Geogr. Ztschr. IV. 9.

17. **Hakluyt**, The principal navigations, voyages, trafiques and discoveries of the English Nation 1598. 1599.

18. **Hüsel**, Studien über die geographische Verbreitung der Getreidearten Nord- und Mittelafrikas. Diss. Leipzig. 1890.

19. **Labarthe**, Reise nach der Küste v. Guinea. Aus dem Französ., gekürzt, mit Einleitung und Anmerkungen v. Theophol Ehrmann. Sprengel, Bibl. d. n. u. w. Reisebesch. IX. 1803.

20. **Lenz**, Skizzen aus Westafrika. Berlin 1878.

21. **Muller**, Land und Volk zwischen Sambesi und Limpopo. Diss. Giessen 1894.

22. **Müller**, Wilh. Johann, die Afrikanische / auff der Guineischen Gold-Küste gelegene Landschaft Fetu. Hamburg 1673.

23. **Merensky**, Über die alten Schmuckkorallen der afrikan. Völker. Ztschr. f. Ethnologie XIV.

24. **Nachtigall**, Sahara u. Sudan.

25. **Hantzsch**, Deutsche Reisende des 16. Jahrh. Leipzig. Studien a. d. Gebiet d. Geschichte. Herausgegeben v. K. Lamprecht. E. Marcks. Bd. I. Heft IV. 1895.

26. **Proyart**, Geschichte von Loango, Kakongo und anderen Königreichen in Afrika. Leipzig. 1777.

27. **Palisot-Beauvais**, Über die Einwohner des Königreichs Benin. Allgem. geogr. Ephemeriden. 1801.

28. **Pechuël-Loesche**, Aus dem Leben der Loango-Neger. Globus XXXII.

29. **Purchas**, Pilgrimes. 1625.

30. **Paulitschke**, die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents. Wien 1880.

31. **Ratzel**, Völkerkunde. 2. Aufl. Leipzig.

32. **Ratzel**, Balthasar Sprenger. Allgemeine deutsche Biographien. Herausgeg. dch. d. histor. Kommission bei der Kgl. Akad. der Wissenschaften. Leipzig. XXXV.

33. **Ratzel**, Johann Albrecht v. Mandelslo. Allgem. dtsch. Biogr. XX.

34. **Ratzel**, Georg Marcgraf, Allgem. dtsch. Biogr. XX.

35. **Stuck**, Verzeichnis von älteren und neuern Land- und Reisebeschreibungen. Halle 1784.

36. **Tiele**, Mémoire bibliographique sur les journaux des navigateurs Neerlandais. Amsterdam 1867.

37. **Wilson**, Westafrika, Leipzig, 1862.

38. **Zach**, correspondance astronomique. I.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	3
Allgemeines über Brauns Bericht	10
Lebensgang Brauns	12
Die Reiseerlebnisse	17
1. Reise	17
2. Reise	20
3. Reise	22
4. Reise	25
5. Reise	27
Die Guineaküste zur Zeit Brauns	29
Die Reiseergebnisse	33
Oberguinea	34
Niederguinea	60
Würdigung Brauns	77
Kritik d. Reisebeschreibungen über Westafrika v. 1590—1670	79
Vergleich dieser Schriften mit der Brauns	92
Brauns Stellung in der Wissenschaft	98
Anmerkungen	102
Litteratur	138
Beilage : 1 Karte.	

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/ www.zobodat.at

